

Thea Emich, geb. 1913 in Saratow; absolvierte die Pädagogische Hochschule in Leningrad; promovierte im Juni daselbst. Im März 1942 in die Region Krasnojarsk ausgesiedelt. Von Oktober 1942 bis November 1945 Einsatz in der Arbeitsarmee (Baschkirien). Danach – Dozentin, später Professorin, Doktor der biologischen Wissenschaften und Lehrstuhlleiterin für Physiologie der Pflanzen an der Universität Ufa; verdiente Wissenschaftlerin Baschkiriens. Seit 1987 Rentnerin.

Thea EMICH

Vaters Schicksal

*Spinne, Schicksal, spinne,
Spinne fein und dünne
Meinen Lebensfaden ein.
Webe seicht die Freuden,
Webe dicht die Leiden,
Webe mir nur Seelenruh' hinein.*

Adam Emich

I

Unser Vater Johann Adam Emich wurde am 22. August 1872 zu Katharinenstadt (Baronsk) an der Wolga als zehntes Kind und vierter Sohn des Bauern Hermann Emich und dessen Ehefrau Anna Katharina geboren.

Die Eltern hatten 13 Kinder. Sie lebten kärglich, und erst am Ende ihrer Tage ging es ihnen leidlich, als die Ältesten herangewachsen waren und mithelfen konnten.

Die Familie lebte in der sogenannten Unterstadt, nahe dem Platz, an dem die russische Kirche stand. Obgleich das Haus verhältnismäßig geräumig war, wurde es darin immer enger, denn nach der Heirat blieben die ältesten Söhne mit ihren Frauen in der Wirtschaft. Es kamen Kinder, und die Jüngsten der Mutter waren fast gleichaltrig mit den ältesten Enkelkindern. Damit alle Kleinkinder ein Nachtlager hatten, wurden niedrige kastenartige Bettchen gezimmert die am Tage unter die großen Betten geschoben wurden. Von klein auf mußten die Älteren die Jüngeren betreuen und so wuchsen sie als eine große Gemeinschaft auf, immer bemüht, den anderen zu helfen und ihnen beizustehen.

Hinter dem Hause befand sich ein Garten, in dem es einige Obstbäume und Beete mit dem nötigen Gemüse gab. Die Kinder tummelten sich und spielten im Hof, auf der Straße, liefen ans Ufer der Wolga baden. Viel Freude brachte der Winter, da konnte man während der Freizeit mit dem Eisschlitten den Berg hinunterrodeln, direkt bis aufs Eis der Wolga, oder dort Schlittschuh laufen. Die Schlittschuhe waren selbstgebastelte, aber es machte dennoch großen Spaß. Die Eisschlitten wurden auch selbst hergestellt: die hölzernen Kufen wurden erst mit Mist bestrichen, dann mit Wasser begossen, das gefror. Eine dicke Eisschicht bildete sich, die sehr glatt war und gut rutschte.

Die große Familie lebte einträchtig und bearbeitete ihre kleine Parzelle, die ungefähr 30 bis 40 km landeinwärts vom Städtchen in der Steppe gelegen war. Dort hatte jede Bauernfamilie ein Sommerhaus mit allem Nötigen, denn sie verbrachten da von Ende März oder April an den ganzen Sommer bis spät in den Herbst hinein.

Oftmals erzählte der Vater, wie alle Kinder schon von klein auf in der Steppe von früh bis spät mithelfen mußten, das Land zu bestellen. Besonders emsig ging es während der Ernte zu, denn es mußte alles rechtzeitig bis auf den letzten Halm abgeerntet und sorglich eingelagert werden. Alle Arbeitsfähigen mußten mithelfen. Schon früh, kaum daß es dämmerte, ging es an die Arbeit. Man mußte tüchtig zugreifen, um mit den Schnittern oder mit der Mähmaschine Schritt zu halten und die Garben zu binden, sie zu Schobern zusammenzutragen und zum Trocknen aufzustellen. Um 12 Uhr gab es immer ein gutes Mittagessen, d. h. die üblichen Klöße (Kartoffeln und Klump) mit

gebratenen Speckrippchen oder Sonnenblumenöl und Zwiebeln geschmelzt und Steppentee (Süßholztee-Solodka mit Thymian oder einem anderen aromatischen Steppenkraut).

Nach einer kleinen Ruhepause ging es wieder an die Arbeit bis zum späten Abend. Meistens dunkelte es schon, wenn der Großvater zum Abendessen rief. Er schlug an ein Eisen, damit es alle hörten.

Nach dem Abendessen war die Dunkelheit schon hereingebrochen, aber noch war an den Schlaf nicht zu denken, denn es mußten noch für den nächsten Tag Gebinde aus Strohhalmen gewunden werden, mit denen die Garben gebunden wurden. So saßen alle ums Lagerfeuer und sangen Volkslieder, um nicht einzuschlafen.

Mit Vergnügen erinnerte sich der Vater an die schönen Stunden, als er als Halbwüchsiger des öfteren die Garben auf Fuhrwerken zur Stadt brachte.

Auch erzählte Vater oft von dem Gemeinschaftsgeist, der für die Bauern typisch war. Sie waren bemüht, einander so gut als möglich zu helfen, besonders, wenn ein Gewitter heraufzog oder es schon spät war, der Nachbar aber sein Tagwerk noch nicht geschafft hatte, damit es keinen Schaden gäbe. Sie halfen sich auch mit der Technik aus: Sä-, Mäh- und Dreschmaschinen.

Wie üblich, besuchten alle Kinder bis zum 14. Jahr, bis zur Konfirmation, die Gemeindeschule, die sich in der Nähe des hohen Ufers der Wolga in einem langgestreckten Gebäude befand.

Dem jüngsten, dem aufgeweckten und begabten Adam, gab man die Möglichkeit weiterzulernen.

Zuweilen war es schwer, die nötigen Bücher zu beschaffen, auch fehlte es an so manchem, nicht immer konnte man die nötige Kleidung auftreiben. So erzählte Vater, wie er gezwungen war, noch in den ersten Schuljahren rote Hosen anzuziehen, die aus einem Vorhang genäht worden waren. Jetzt sind farbige Beinkleider sehr verbreitet, aber damals war das etwas Ungewöhnliches, und der Junge schämte sich, da man ihn neckte „Franzose-rote-Hose“. Nach der Beendigung der Gemeindeschule besuchte der Vater die zentrale Realschule in der Oberstadt, lernte fleißig und absolvierte 1891 die Schule mit guten Noten. Seinem Vater war es vergönnt, diese Freude noch zu erleben, er starb 1892 im 65. Lebensjahr.

Seine Tätigkeit begann Vater als Hauslehrer bei den Gutsbesitzern Keilmann und dann bei Fink. Später wurde er Küstergehilfe in Krasnojarsk und Boregard. In dieser Zeit studierte er extern am Lehrerseminar in Wolsk und bestand das Examen als Volkslehrer.

Seine Laufbahn als Volkslehrer begann Vater im Dorfe Kukkus 1893, wo er sich mit Eifer der Arbeit hingab, und da die Unterrichtszeit nicht begrenzt war, behielt er die Schüler oft bis spät in der Schule. Die Eltern beschwerten sich beim Inspektor, sie bekämen ihre Kinder beinahe nicht mehr zu sehen. Am Morgen, wenn es noch dunkel war, gingen sie in die Schule, am Abend kämen sie nach Hause. Der Inspektor schrieb daraufhin dem jungen Lehrer die Unterrichtszeit vor.

Im zweiten Jahr seines Wirkens baute die Gemeinde ein neues Schulhaus. Hier unterrichtete der Lehrer viel Gruppen mit insgesamt 83 Schülern. Nach vier Jahren hatte er sich einen chronischen Rachenkatarrh geholt und mußte auf Rat der Ärzte die Tätigkeit wechseln.

Im Sommer 1898 ging Vater nach Moskau, wo seine Schwester Emilie Trippel schon einige Zeit mit der Familie lebte. Dort arbeitete Vater zuerst als Rechnungsführer, dann als Buchhalter in einer Privatfirma.

In Moskau war Vater bemüht, seine Bildung zu erweitern, er arbeitete viel in Bibliotheken, nahm Privatstunden in Latein usw. Dort in Moskau nahm er auch Kontakt zur Arbeiterbewegung auf, trat im Jahre 1903 in die SDAPR ein, beteiligte sich aktiv am Aufstand von 1905, kämpfte auf den Barrikaden.

Nach dem Scheitern der Revolution 1905 kehrte Vater an die Wolga zurück und ließ sich in Saratow nieder.

Mehrere Jahre arbeitete Vater als Journalist bei der „Deutschen Volkszeitung“, wo er als der konsequenteste Verfechter der linksorientierten demokratischen Auffassungen auftrat. Unter seinem Einfluß wurde die „Deutsche Volkszeitung“ zur radikalen deutschen Zeitung in Rußland die immer Kritik am Gemeindeleben, Schulwesen und an der Kirche übte. In jenen Jahren hatte die „Deutsche Volkszeitung“ ein großes Leser- und Korrespondentenauditorium.

Nach der Revolution 1905–1907 konnte sie ihren radikalen Kursus noch bis 1911 aufrechterhalten, mußte jedoch ab Januar 1912 als „Volkszeitung“ erscheinen, nachdem sie als „Deutsche Volkszeitung“ eingestellt worden war.

Die neue Redaktion beschuldigte Adam Emich parteilicher „Verirrungen“. Doch seine Anhänger schrieben: „Mit unerschrockenem Mut griff er die Feinde des Volkes und die dunklen Mächte an, die der geistigen Entwicklung der Massen hindernd im Wege stehen, und in diesem Kampfe kannte er weder Rücksicht noch Nachsicht mit seinen Gegnern.“¹

Im Jahre 1909 heiratete er Elisabeth Müller, geboren 1887 in Petersburg. Wo sich unsere Eltern kennenlernten, wissen wir nicht, möglicherweise während eines Besuches bei ihren Verwandten in Katharinenstadt, vielleicht auch in Saratow auf irgendeiner Versammlung

Mutter hatte kurz zuvor zweijährigen höheren Lehrerkursus in Petersburg mit Auszeichnung abgeschlossen. Sie war eine hübsche junge Lehrerin, musikalisch, liebte Poesie und schwärmte, wie damals viele junge Menschen, für Freiheitsideen. Es konnte gar nicht anders sein, daß sie für den interessanten, vielseitig gebildeten, aber viel älteren Adam entflammte. Sie hatten ja so vieles gemeinsam: liebten Musik, Poesie, schwärmten für Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, waren überzeugte Atheisten.

Die Verwandten von beiden Seiten des jungen Paares waren gegen diese Heirat. Für Vaters Verwandte war die Braut zu gebildet, aus einer reichen Familie, ein verwöhntes Fräulein, das in der Wirtschaft nicht zupacken konnte; auch mißfiel ihnen, daß sie viel jünger war.

Die große Verwandtschaft von Seite der Mutter war auch gegen diese Wahl, schon deshalb, weil er ein Bauersohn war und sich mit Freiheitsideen trug, es war eine Mesalliance, eine Heirat unter ihrem Stande.

Die jungen Menschen schlossen aber trotz alledem den Bund fürs Leben. Es gab keine große Hochzeitsfeier, alles war sehr schlicht, und die Trauung fand im August 1909 im Elternhause statt.

In den ersten Jahren lebte die junge Familie in Saratow, wo die beiden Mädchen zur Welt kamen. Bemerkenswert ist, daß sie ihre Kinder nicht taufen ließen, sei es wegen ihrer atheistischen Überzeugung, sei es aus Protest. So kam es, daß wir nur in Vaters Buch eingetragen waren und keine Taufscheine hatten.

Später erklärte Vater, sie wollten uns nicht beeinflussen, wir sollten, herangewachsen, uns selbst für oder wider die Religion entscheiden. Das war nicht richtig, unsere Eltern bedachten nicht, welche Unannehmlichkeiten das für uns später haben würde. Besonders schwer hatten es die Knaben, als sie zum Militär einberufen wurden.

Als die „Deutsche Volkszeitung“ eingestellt worden war und ab Januar 1912 die „Volkszeitung“ erschien, arbeitete Vater noch einige Zeit in der Redaktion, wandte sich dann aber wieder dem Lehrerberuf zu. Es traf sich, daß man ihn in die Katharinenstädter Realschule als Lehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie berief.

Schon im Herbst 1912 begann er seine Tätigkeit in der Schule, die er seinerzeit beendet hatte. Er war sehr stolz darauf, daß er, ein Bauernsohn, es so weit gebracht hatte.

In dieser Schule arbeitete Vater bis zur Februarrevolution, und mir scheint es, das waren die besten Jahre im Leben unserer Mutter. Der Familie ging es materiell gut, sie hatte eine schöne geräumige Wohnung nahe der Schule. Auch waren da ein schöner großer Hof und ein Obstgarten in dem wir spielten.

Dort in der Oberstadt erblickten die drei Knaben die Welt.

¹ Ekkert, W.: Von der Einwanderung bis zum Oktober. // Heimatliche Weiten, 1984, Nr. 2.

Obgleich wir damals noch Kleinkinder waren, haben wir noch viele schöne Erinnerungen an unsere frühe Kindheit: an den schönen, großen, bis zur Decke reichenden Weihnachtsbaum, an den Osterhasen und anderes. Oftmals besuchte uns Mutters Schwester Tante Edith, die sich viel mit uns beschäftigte. Wir gingen in den in der Nähe gelegenen Katharinengarten, wo ein schönes Denkmal von Katharina der Zweiten stand, und spielten dort oft. Es handelte sich um eine große Bronzestatue der sitzenden Kaiserin, die eine Rolle hielt mit der Aufschrift „Manifest von dem 25. Juni 1765“², was wohl das offizielle Datum der Gründung von Katharinenstadt ist.

Nach der Februarrevolution, als Vater sich ganz der Politik und den revolutionären Geschehnissen zuwandte und sich wenig um seine Familie kümmern konnte, begann eine schwere Zeit für alle, insbesondere für unsere Mutter.

II

Gleich nach der Februarrevolution wurden in Katharinenstadt und den größeren Dörfern der Arbeitskolonien (wie man sie damals nannte) Sowjets gebildet.

Als erstes war Vater bemüht, eine deutsche sozialistische Zeitung herauszugeben. Schon Anfang März 1917, als der Fluß noch mit Eis bedeckt war, wurde eine Druckmaschine aus Saratow gebracht. Es kostete damals viel Mühe, mit dieser schweren Last über das schon dünne Eis zu kommen, fast wären sie verunglückt und hätten die Maschine versenkt, als an einer Stelle das Eis brach. Aber das Glück stand ihnen bei, und dank ihrer Mühe und Ausdauer brachten sie schon am 9. April die erste Nummer der deutschen Zeitung „Der Kolonist“ heraus. Es war eine vierseitige Zeitung, die dreimal wöchentlich erschien. (Format 25x30 cm). Im Jahre 1917 erschienen 107 Nummern, 1918 bis August – 93, insgesamt 200.³

Im Mai 1917 fand in Saratow der Gründungskongreß der Union der deutschen Sozialisten an der Wolga statt, auf dem die verschiedenen einzelnen sozialistischen Gruppen vereint wurden. Am einflußreichsten waren die Gruppen aus Saratow und Katharinenstadt, die die marxistischen Ideen verbreiteten. Ihnen gehörte auch unser Vater an. Ein Zentralkomitee wurde gewählt, das hauptsächlich aus Vertretern der Katharinenstädter Gruppe bestand, und die Zeitung „Der Kolonist“ wurde zum Organ der Union der deutschen Sozialisten.

Leider war das Zentralkomitee nicht imstande, den Kampf der werktätigen Deutschen um ihre soziale Befreiung zu leiten, da die Mitglieder nicht immer konsequent waren.

Und schon im Juni 1917 wurde auf dem zweiten Kongreß der Deutschen Sozialisten ein neues, das Saratower Komitee gewählt, das sich bald eine gewisse Autorität und Sympathie der deutschen Arbeiter der Stadt erworben hatte. Aber auch dieses Komitee, wie überhaupt die Union der Deutschen Sozialisten, hatte wenig Einfluß auf die Bevölkerung der Kolonien, was sich sehr deutlich auf jenem zweiten Kongreß zeigte. Von 250 Delegierten waren nur 25 in der Fraktion der Union der Deutschen Sozialisten mit Vater an der Spitze. Und so konnte das Saratower ZK alle seine Beschlüsse durchführen.

All das erschwerte die Arbeit der Funktionäre und trug dazu bei, daß man in den deutschen Kolonien nicht sofort die Große Oktoberrevolution richtig einschätzte. Aber sobald die Sowjetregierung Dekrete erließ, die den praktischen und nationalen Fragen gewidmet waren, begann ein reges Leben, alle wurden sehr aktiv. Schon im November 1917 fand auf dem Internationalen Platz (wie er heute heißt) in der Unterstadt, auf dem sich die russische Kirche befindet, ein großes Meeting statt, an dem viele Einwohner teilnahmen. Der Sieg der Oktoberrevolution und die Sowjetmacht im Lande wurden erklärt.

Nach der Einsetzung der Sowjetmacht in Saratow, Samara und anderen Städten des Wolgagebiets verstärkte sich in den deutschen Kolonien der Klassenkampf. Es gab blutige Aufstände im Kampfe um Grund und Boden, und die Werktätigen und Kleinbauern begannen,

² Richtig: „Manifest den 22 Juli 1763“. – *Anm. von A. Spack.*

³ Газеты СССР 1917–1960 гг. Библиографический справочник. – № 5684, „Der Kolonist“.

Schutz bei den Bolschewiki zu suchen; Ende 1917 waren die Autorität und der Einfluß der Union der Deutschen Sozialisten im Wolgagebiet sichtlich gewachsen.

Im März 1918 fand in Katharinenstadt ein Sowjetkongreß statt. Die Arbeit wurde von einer kleinen, aber gut organisierten Gruppe der Partei (25 Mann) geleitet. Zur Teilnahme an der Arbeit des Kongresses der Deutschen Sozialisten in Warenburg wurde eine Delegation des Zentralkomitees der Deutschen Sozialisten Katharinenstadts unter der Leitung unseres Vaters gewählt.

Unter anderem wurde am 22. März 1918 der Redakteur „Des Kolonisten“ Adam Emich als Kommissar für Pressefragen gewählt, und „Der Kolonist“ wurde zum Organ des Katharinenstädter Sowjets.⁴

Auf dem Kongreß wurde unter anderem die Frage der politischen Lage der deutschen Arbeiterkolonien besprochen. Es wurde beschlossen, eine aus vier Mann bestehende Vertretung nach Moskau zu schicken mit der Bitte, „den deutschen Arbeiterkolonien mehr Selbständigkeit, eine Autonomie zu gewähren.“

Am 10. April 1918 fuhr die Delegation (Klinger, Emich, Kisner, Groß) nach Moskau und wurde von Stalin empfangen, der damals für nationale Fragen verantwortlich war. Sie wurden in ihrem Vorhaben bestärkt, und schon am 25 April 1918 traf im Komitee der Deutschen Sozialisten in Saratow sowie im Gebietsowjet von Saratow und Samara die Nachricht ein, daß die Regierung einverstanden sei und man die Autonomie des Gebiets der Wolgadeutschen auf sozialistischer Grundlage organisieren dürfe. Unterzeichnet war diese Depesche – Volkskommissar für Nationalitätenfragen I. Stalin.⁵

W. I. Lenin begrüßte die Tätigkeit der deutschen Sozialisten, trat für die Organisation einer Autonomie der Deutschen an der Wolga ein, konnte sie aber aus gesundheitlichen Gründen nicht realisieren, so daß sich die endgültige Entscheidung etwas hinauszog.

Um alles bestens zu regeln, wurde ein „Kommissariat des Wolgalandes für deutsche Angelegenheiten“ gebildet, das anfangs aus fünf Mitgliedern bestand, unter denen auch unser Vater war; später wurden noch viele andere einbezogen. Dieses Kommissariat hatte die Aufgabe, alle nötigen Fragen zur Organisation der Autonomie zu regeln und sich mit der Durchsetzung sozialistischer Ideen unter den deutschen Kolonisten zu befassen.

Adam Emich war ein sehr einflußreicher Funktionär und gab sich ganz der Arbeit hin. Er reiste, wie auch viele andere Genossen, ständig durch die Orte der Kolonien, klarte die Bevölkerung auf, nahm Anteil an der Organisation der Sowjets und der Wahl der Delegierten zum Ersten Sowjetkongreß der deutschen Kolonien usw.

Ab August 1918 wurde die Partei der deutschen Kommunisten gebildet, und die Zeitung „Der Kolonist“ erschien schon Anfang September als „Kommunist“ und wurde ein Organ der Partei; Redakteur wurde Erich Kufeld, da Vater anderweitig beschäftigt war.⁶

Der Zweite Kongreß des „Kommissariats des Wolgalandes für deutsche Angelegenheiten“ fand vom 20.–24. Oktober 1918 in Seelmann statt. Am 23. Oktober wurde das Dekret des Volkskommissariats der SDAPR verlesen, laut dem das Autonome Gebiet der Wolgadeutschen mit der Hauptstadt Katharinenstadt gegründet worden war. Das Dekret wurde am 19. Oktober 1918 von W. I. Lenin unterzeichnet.

Auf diesem Kongreß wurde auch das „Kommissariat des Wolgalandes für deutsche Angelegenheiten“ aufgelöst und das Exekutivkomitee des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen gewählt, in dem die meisten Mitglieder Kommunisten waren. Vater wurde als Vorsitzender und Volksrichter des Kantons Seelmann gewählt.⁷

⁴ Герман, А. Как была образована трудовая коммуна (автономная область) немцев Поволжья // Neues Leben, 1989, Nr. 30, 31, 33.

⁵ Герман, А. Там же.

⁶ Нижнее Поволжье, 1983, IX, X.

⁷ Герман, А. Там же.

Im Spätherbst 1918 übersiedelte unsere große Familie – wir waren schon fünf Kinder – nach Seelmann. Ich erinnere mich, daß wir in einer Kutsche fuhren, der Weg nicht immer gut war und wir in einem Mennonitendorf übernachteten, wo uns alles so anders so fremdartig und interessant schien. In Seelmann verbrachten wir einen schweren Winter, obgleich auch damals unsere Eltern uns mit einem schönen Weihnachtsbaum und Geschenken erfreuten. Auch war wieder Tante Edith zu Weihnachten gekommen und gab sich viel mit uns ab.

Es war eine schwere, unruhige Zeit: Kulakenaufstände, Bürgerkrieg. Unser Vater war wieder viel abwesend, er verteidigte die Revolution als roter Kommissar. Unsere Mutter hatte es in jenen Monaten sehr schwer, so allein mit den Kindern in dem großen fremden Dorfe und immer in Sorge um den Vater. Bei der ersten Möglichkeit war Vater bemüht, seine Familie wieder nach Katharinenstadt zu bringen.

Bald nach der Oktoberrevolution verließen viele Gutsbesitzer und Kaufleute die Stadt, unter ihnen auch ein russischer Kaufmann, der viele Jahre bei Tante Sophie (Vaters Schwester) im Hause wohnte. Sie hatte ein großes, schönes, zweistöckiges Haus aus roten Ziegeln am äußersten Ende des Platzes mit der russischen Kirche, ganz nahe am hohen Wolgaufer.

Als dieser Kaufmann flüchtete, ließ er alle Möbel und allen Hausrat zurück, was sofort beschlagnahmt wurde. Darunter war auch ein Klavier, an dem einer der „Aktivisten“ seinen Haß ausließ, indem er mit der Faust auf den Klaviertasten herumhämmerte und rief: „Die werden doch mal kaputtgehen.“ Er wollte mit aller Gewalt das Instrument „kleinkriegen“. Kurze Zeit stand die Wohnung bei Tante Sophie frei, und so konnten wir sie, als wir aus Seelmann zurückkamen, beziehen. Es waren vier Zimmer, von denen wir die zwei größeren bekamen; in den zwei kleineren wohnte Tante Emilie, die mit ihrer Familie vor kurzem aus Moskau zurückgekehrt war.

In Katharinenstadt war es auch unruhig, schon im Dezember 1918 wurde das Kommunistische freiwillige Regiment Katharinenstadt gebildet und an die Front geschickt. Es gab auch ein Regiment Reservisten, das am Bürgerkrieg teilnahm, der sich ausweitete und nicht nur auf das Territorium des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen, sondern auf das ganze Untere und Mittlere Wolgagebiet Übergriff. Hier gab es schwere Kämpfe.

Die Rote Armee begann einen Gegenangriff gegen Koltshak, und Katharinenstadt befand sich in der schweren Lage einer Frontstadt. Die Bevölkerung nahm großen Anteil und half, wo sie konnte, schickte alles Nötige an die Front.

Es waren blutige Kämpfe mit großen Verlusten auf beiden Seiten. Besonders wüteten die Weißen; wenn sie zeitweilig die Oberhand bekamen und ein Dorf besetzt hatten, rächten sie sich an den Kommunisten, Funktionären und ihren Familien schrecklich: Sie wurden erschossen, gehängt, verstümmelt, unter das Eis der Wolga gesteckt und ertränkt. Eine Kulakenbande, die von Wakulin angeführt wurde, nahte sich Katharinenstadt, wollte es stürmen und besetzen. Es hieß, sie seien gut bewaffnet, und man war nicht sicher, ob die freiwilligen Truppen, die die Stadt verteidigten, sie auch halten könnten. Um einem Unglück vorzubeugen, beschloß die Stadtoberkeit, die Familien der Kommissare und Funktionäre in Sicherheit zu bringen.

Ich glaube, es war im Frühjahr, möglicherweise schon im Juni 1919, als bereits gegen Abend unsere Mutter mit den Kindern und auch andere Familien auf ein Schiff gebracht wurden, das an der Anlegestelle unter Dampf stand und jeden Augenblick bereit war, die Anker zu lichten und flußabwärts zu fahren.

Mich hatte man zurückgelassen, es waren ja vier, die mit der Mutter aufs Schiff gingen, die Älteste 9 und der Kleinste kaum zwei Jahre alt. Ich weinte, als ich Mutter und meine Geschwister in der Dunkelheit verschwinden sah, wollte ihnen nach, aber Tante Sophie führte mich mit Gewalt vom Ufer fort und tröstete mich, daß sie ja bald alle zurückkommen werden. So geschah es auch. Zum Glück wurde die „Weiße Armee“ zurückgeschlagen, und nach einer langen, banger Nacht kamen alle am nächsten Tag zurück.

Im Juni 1919 wurde Katharinenstadt auf einem Kongreß des Sowjets des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen einstimmig in Marxstadt umbenannt.⁸

Es waren schwere Zeiten, viele hatten es nicht leicht, besonders unsere Mutter, die allein mit den Kindern bei Tante Sophie wohnte. Vater war immer unterwegs, kam manchmal für kurze Zeit zurück und ging dann wieder irgendwohin.

Im August 1919 bekamen wir noch eine Schwester, Erika, nun waren wir zu sechst.

Ich weiß nicht, warum, aber damals im Herbst 1919 wollte man das Haus unserer Tante Sophie beschlagnahmen und uns alle auf die Straße setzen. Unsere Mutter war tagelang unterwegs, um das zu verhindern. Sie berief sich darauf, daß ihr Mann ein roter Kommissar sei und man sie mit den Kindern nicht ins Elend stürzen dürfe.

Als sie einmal von einem solchen mühevollen Gange zurückkam, fand sie ihr Kleinstes im Körbchen tot vor. Es hatte sich umgedreht, lag mit dem Gesichtchen nach unten und war erstickt. Wir Großen waren mit uns selbst beschäftigt und hatten schlecht auf das kleine Schwesterchen aufgepaßt.

Obgleich sich im Lande noch vieles nicht geregelt hatte, war schon im Oktober 1918 ein Erlaß des Volkskommissars für Volksbildung über die Grundprinzipien der einheitlichen Arbeitsschule erschienen. Leider ging die Umgestaltung der alten Schule nicht so leicht und schnell vor sich, besonders in den ersten Jahren, in denen die Sowjetbehörden noch viele andere Sorgen hatten.

Im Herbst 1920 begannen für meine Schwester und mich der Unterricht in der ehemaligen Gemeindeschule am Wolgaufer in der Unterstadt. Wir hatten es nicht weit. Ich kann mich nur wenig an diese Schule erinnern, es war kalt, und wir waren viele Schüler, in der Mehrzahl schlecht gekleidet, und die Kinder waren oft krank.

Ich brachte aus der Schule die Masern mit und steckte alle an, es war das reinste Spital zu Hause. Mutter hatte es sehr schwer, denn bei allen kamen dann auch noch Komplikationen hinzu, und die Krankheit zog sich in die Länge. Ich mußte fast den ganzen Winter das Bett hüten, da meine Beine gelähmt waren. So mußte ich im nächsten Schuljahr von neuem beginnen und mit meinem ältesten Bruder wieder in die erste Klasse gehen

Unser Jüngster, Bruno, hatte nach den Masern zum wiederholten Mal Lungenentzündung und starb Ende Dezember 1920. Als Vater aus Samara zurückkam, fand er nur die Leiche seines jüngsten Sohnes vor. Es traf ihn schwer; ich entsinne mich, wie er im Zimmer am Ofen stand und weinte.

Die schwere Lage im Lande, die durch die Zerstörung und Verwüstung während des Bürgerkrieges hervorgerufen worden war, verschlechterte sich durch die schreckliche Dürre im Sommer 1921 noch wesentlich. Schon das Frühjahr war ungewöhnlich trocken, dann kam der Sommer mit riesiger Hitze und Trockenheit, kein Tropfen Regen fiel. Alle Felder waren wie ausgedörrt, lagen grau gelb da, nicht einmal die Samen konnten reproduziert werden.

Es war damals eine unendliche Not, ein schrecklicher Hunger und ein großes Sterben, denn zu all dem Jammer gesellte sich noch der Flecktyphus. In allen Dörfern des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen lagen die Toten direkt auf den Straßen. Ich habe selbst als Kind solche abgemagerten, ausgezehrten Leichen auf den Straßen von Marxstadt gesehen. Sie wurden aufgelesen, auf Fuhrwerken geladen und in ein Massengrab gebracht.

Damals kam es zu einer massenhaften Auswanderung, ganze Dörfer zogen nach Osten, um zu überleben.

Der Kampf gegen Hunger und Elend war schwer, es gab viele Schwierigkeiten bei der Brotversorgung.

Überall in den Kolonien und auch in Marxstadt gab es viele obdachlose Kinder, die bettelten und irgendwo in den Scheunen und Speichern Unterschlupf suchten.

⁸ Герман, А. С именем Маркса. // Neues Leben, 1989, Nr. 24.

Im Jahre 1921 wurde Vater zum Vorsitzenden des Hilfskomitees ernannt, und es gab wieder Tag und Nacht Arbeit, wieder war er selten zu Hause, immer unterwegs. Sie fuhren in die Dörfer, sammelten die Obdachlosen auf, organisierten Kinderheime. Ein solches wurde in einem Nachbarhause, im Haus von Krafts, weitläufigen Verwandten unserer Mutter, gegründet. Die Leiterin des Kinderheimes, Frau Ries, war ein freundlicher, energischer Mensch, die sich Tag und Nacht um ihre Zöglinge sorgte. Unsere Mutter arbeitete auch im Kinderheim, half die Kinder betreuen; auch wir waren oftmals drüben und spielten mit den Heimkindern. Trotz aller Mühe und sorgfältigen Ernährung erkrankten einige Kinder an Flecktyphus. Frau Ries betreute sie auch im Krankenhause und erkrankte selbst. Ihre Zöglinge überstanden die Krankheit, sie aber starb und hinterließ drei kleine Kinder. Ihr Mann, ein aktiver Funktionär, konnte sich mit ihrem Tode nicht abfinden. Um noch einige Zeit seine Liebe sehen zu können, ließ er im Sargdeckel ein Fenster machen, und der Sarg wurde in eine Familiengruft gestellt, wo er sie anfangs täglich besuchte, aber schon bald unterließ er es, denn das Naturgesetz trat in seine Rechte ein. Es wurde damals viel darüber gesprochen, man bemitleidete ihn sehr.

Unsere Familie hungerte in jenen Jahren nicht so sehr, dank Tante Sophie, die einen großen Obstgarten hatte, der ungefähr drei Kilometer landeinwärts gelegen war. Damals halfen ihre Brüder nebst Familien, ihn zu bearbeiten. Trotz der Dürre war die Ernte verhältnismäßig gut, und es gab Äpfel, Birnen, auch Pflaumen und Kirschen. Wir Kinder mußten den ganzen Sommer dort mithelfen, das gefallene Obst aufsammeln und auch sonst allerlei Arbeit verrichten. Für Obst konnte man auch verschiedene Nahrungsmittel eintauschen. Die Kalmücken brachten von weither Kamelfleisch und auch Fett. Manchmal brachten sie Hamster, die sie in der Steppe fingen und die trotz der Dürre fett waren, aus denen man schmackhafte Braten zubereiten konnte.

Schwer war für die hungernde Bevölkerung der Winter 1921–1922. Schon damals erhielten wir Hilfe von den Amerikanern, die ihr Möglichstes taten, um unsere große Not zu lindern. Sie schickten für die Bevölkerung verschiedene Nahrungsmittel und organisierten täglich warmes Essen. Bei uns in der Stadt gab es mehrere Feldküchen, in denen es immer eine schöne Portion „Warmes“, eine große Kelle Bohnensuppe (große weiße Bohnen, die es bei uns nicht gab, die meist noch hart waren) oder einen dünnen Kakaobrei gab. Und jedes Kind bekam ein Viertel eines weißen Brötchens; wir vier bekamen ein ganzes, es war blendend weiß und schmeckte ausgezeichnet. Schon zeitig stand jemand von uns Kindern an, dann kam Mutter und erhielt das Essen, brachte es nach Hause, wo wir dann alle um den großen Eßtisch saßen und es uns schmecken ließen.

Diese amerikanische Unterstützung hat vielen über die schwere Zeit geholfen.

Da Marxstadt 60 km oberhalb von Saratow liegt und keine Eisenbahnverbindung mit dem Zentrum des Landes hat, wurde die Gebietsverwaltung des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen 1922 nach Pokrowsk verlegt. Dieses kleine Städtchen, später (1933) Engels benannt, liegt Saratow gegenüber und wurde zum Gebietszentrum.

Viele Funktionäre der Gebietsleitung übersiedelten nach Engels. Da es dort schlecht mit Wohnungen stand, wohnten einige von ihnen in Saratow und fuhren täglich mit der Fähre, einem kleinen Dampfer, zur Arbeit.

Unsere Eltern blieben noch in Marxstadt, da sie sich gerade ein wenig eingelebt und die Arbeit in der neuen Schule begonnen hatten. Nach der verhältnismäßig guten Ernte im Sommer 1922 wurde es etwas leichter. Auch die NÖP machte sich bemerkbar. Die Kinderheime funktionierten, und Vater konnte sich der Schule widmen. Schon im Herbst 1922 wurde er Leiter der neuen Musterschule, die er gegründet hatte und die im Gebäude des ehemaligen Gymnasiums eingerichtet wurde. Es war ein solides zweistöckiges Gebäude mit vielen schonen hellen Klassenzimmern, auch gab es da Fachunterrichtsräume für Physik und Chemie.

Die Schule befand sich auf dem Platz hinter der lutherischen Kirche, neben dem alten Friedhof. Vater war Leiter der Schule und Lehrer für deutsche Sprache und Gesellschaftskunde, Mutter – Lehrerin für Chemie und Physik.

Das neue Schuljahr begannen wir in dieser Schule, unser Lehrer in der 2 und 3. Klasse war Schaufler.

Bald danach gab es eine weitere Veränderung im Leben unserer Familie. Die Eltern kauften ein Haus in der Lassel-Straße, legten sich sogar eine Kuh zu. Hinter dem Haus war ein schöner Garten mit einigen Obstbäumen. Wir hatten es wieder nicht weit zur Schule.

Auch zogen wir Kaninchen groß, das gab zusätzlich Fleisch, und die Felle verarbeitete Mutter zu warmen Pelzmützen für uns.

Am oberen Platz waren schon die Stadtbibliothek und auch die Musikschule unter Leitung von Lehrer Otto Nagel in Betrieb, und wir besuchten diese Schule: Else lernte Klavier und ich Geige spielen. Obgleich es noch immer schwer und die Not im Lande noch groß war, wurde es allmählich besser, ruhiger.

Auf dem oberen Marktplatz wurden kleine Läden, Kioske eröffnet, und man konnte viele schöne Dinge kaufen, aber leider fehlte es an Geld. In den Jahren von 1922 bis 1924 fanden im Lande drei Geldreformen statt, und das alte Geld – die „Kerenki“, „Millionen und Milliarden“ das im Umlauf war, wurde in neue feste Sowjetrubel umgetauscht. Interessant, daß unsere Eltern nach der endgültigen Geldreform nur sieben Rubel verdienten, ich erinnere mich, wie sie im Frühjahr 1924 darüber sprachen.

Unsere Eltern liebten ihre Schule, sie arbeiteten mit Hingabe. Wenn ich mich nicht irre, war unsere Schule eine Siebenklassenschule, auf deren Basis später die Pädagogische Fachschule gegründet wurde.

Unsere Mutter war ein lebensfroher Mensch. Sie liebte ihre Arbeit, ihre Schüler, beschäftigte sich viel mit ihnen; leitete nicht nur einen Fachzirkel für Chemie und Physik, sondern auch einen dramatischen Zirkel und studierte einige Dramen von Th. Körner ein. Manchmal kamen die beteiligten Schüler zu uns nach Hause, und wir konnten den Proben beiwohnen. Das machte uns viel Spaß. Unsere Eltern nahmen auch an den Laienkonzerten der Lehrer teil, die in der Schule oder im Lehrerverein stattfanden. Manchmal kamen auch einige Lehrer zu uns, um zu üben, denn sie sangen in einem mehrstimmigen Chor.

Die Menschen lebten auf, und es schien, als sollte nun alles gut werden. Vater war in diesen Jahren auch mehr zu Hause, beschäftigte sich mit uns. Es gab damals so manche schöne Dämmerstunde, als er mit Mutter viele deutsche, aber auch russische Volkslieder sang und wir zuhörten oder mitsangen.

Viel Freude bereiteten uns auch die seltenen Spaziergänge mit den Eltern in die Natur, auf die Wiesen, nachdem das Wasser gefallen war, wo alles blühte und duftete und wir Maiglöckchen und andere Blumen pflückten.

Im Schuljahr 1922–1923 gab es ein großes Ereignis – das Volkskommissariat für Bildungswesen organisierte in Moskau eine Unionsausstellung von Schülerarbeiten. Auch Schüler aus verschiedenen Klassen unserer Schule schufen ein Modell eines deutschen Bauernhofes mit Haus und allen Nebengebäuden. Es war ein großes und schönes Modell, so schien es uns jedenfalls. Schon im Frühjahr 1923 fuhr Vater mit einigen Schülern nach Moskau zur Ausstellung.

Am 6. Januar 1924 wurde auf dem XI. Gebietskongreß des Sowjets des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen in Pokrowsk, an dem auch Vater teilnahm, die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen proklamiert.

Am 22. Januar fand in der Schule eine Feier statt, die den Ereignissen von 1905 gewidmet war.

Ich erinnere mich gut an jenen Abend, es ging lustig zu, Vater tanzte in seinen großen geflickten Filzstiefeln Walzer (ich sehe ihn noch vor mir, wie er vergnügt tanzte) – da auf einmal ward es still, die Musik verstummte, und jemand verkündete die Nachricht von Lenins Tod. Die Veranstaltung wurde abgebrochen, alle gingen bedrückt nach Hause. Am nächsten Morgen, einem eiskalten Tag, versammelten sich alle auf dem Oberen Platz zu einem Trauermeeting. Es war ein

großes Leid, aber niemand konnte damals ahnen, was dieser Schicksalsschlag für unser Land und dessen Zukunft bedeutete.

Dann gab's wieder ein freudiges Ereignis: die Versuchsschule wurde vom Kommissariat für Bildungswesen ausgezeichnet und erhielt 20 Freifahrkarten für eine Exkursion nach Moskau. Aus den oberen Klassen wurden die strebsamsten Schüler dafür auserwählt. Auf Schlitten ging es Anfang März nach Saratow zur Bahnstation.

In Moskau gab es viel zu sehen und zu bewundern. Am Vorabend des Internationalen Frauentages besuchten sie den Klub der ausgewanderten reichsdeutschen Arbeiter. Sie wohnten einem Konzert bei, das großen Eindruck auf sie machte. Als erste sprach Clara Zetkin, dann auch Vertreterinnen der Frauen verschiedener Länder in ihrer Nationaltracht.

Das Jahr 1924 brachte unserer Familie viel Unglück und veränderte unser Leben radikal.

Ende April starb nach einem schweren Leiden unsere liebe Tante Sophie, was ein großer Verlust für alle war, denn sie war ein guter, immer hilfsbereiter Mensch und hatte ihren Verwandten oft aus der Not geholfen.

Leider harrte unser ein noch größeres Unglück.

Es war ein heißer Sonntag, der 6 Juli 1924, an dem wir Kinder, eine ganze Gruppe aus unserer Straße, es sehr eilig hatten, an den Strand und ins Wasser zu kommen. Wir hatten es ziemlich weit bis zur Wolga und wollten nach dem Baden noch auf die Wiese gehen. Unsere Eltern machten ein Mittagsschläfchen und gingen erst gegen Abend an die Wolga. Der Zufall wollte es, daß wir Kinder auf dem Rückwege die Eltern nicht trafen, wie wir gehofft hatten. So kam es, daß sie allein badeten, also nicht achtsam waren und Vater nicht wie üblich erst den Boden abgesucht hatte, was er nie unterließ, wenn er mit uns Kindern baden ging.

Mutter hatte es eilig, ins Wasser zu kommen; Vater stand noch angekleidet am Strande und ließ sich abkühlen, da er immer leicht schwitzte. Er war in Gedanken bei seinem Referat, das er am nächsten Tage auf einer Sitzung in Pokrowsk halten sollte. Mutter war eine gute Schwimmerin, es war sehr flach und sie ging immer weiter, das Wasser reichte ihr kaum bis zum Knie; sie setzte sich mit dem Gesicht zum Ufer, rief Vater, doch schneller zu kommen und fiel rücklings in einen Strudel... Hätte sie noch einen Schritt vorwärts getan, wär sie in den Strudel geraten und gewiß geschwommen..., so aber lähmte sie der Schrecken. Im ersten Moment konnte Vater nicht begreifen, was denn geschehe, dann aber rannte er in Schuhen und Kleidung ins Wasser... Er kämpfte wie toll mit dem Strudel, hielt Mutter am Arm, beide drehten sich im Kreise, er rief um Hilfe, und sie konnten und konnten nicht heraus, bis er endlich ganz ermüdet und kraftlos mit knapper Not allein im seichten Wasser zusammenbrach. Endlich kam Hilfe, leider zu spät! Als man Mutter nach langem Suchen und Bemühen ans Ufer brachte (nach anderthalb Stunden), hatte sie fast kein Wasser geschluckt, sondern war an Herzschwäche gestorben. Es waren heiße Tage, und man konnte eine Leiche nicht lange aufbahnen, und so wurde unsere Mutter bereits nach 24 Stunden, am 7. Juli um 7 Uhr abends bestattet.

Es war ein großer Leichenzug – Vater mit seinen vier Kindern hinter dem schönen weißen, mit Blumen bedeckten Sarg und viele Verwandte und Bekannte und überall Menschen, viele neugierige Menschen...

Wir konnten uns schwer damit abfinden, konnten es nicht glauben, daß Mutter nie wieder zurückkommen werde. Oft schien es uns, sie müsse gleich dort oben an der Straßenecke in ihrem blauen Satinkleide und dem weißen Hütchen auftauchen...

Schon früher hatte man Vater gebeten, nach Engels zu kommen und im Kommissariat für Volksbildung zu arbeiten, aber Mutter und er hatten die Entscheidung immer hinausgezogen. Jetzt aber, nachdem das Unglück geschehen war, bemühte sich Vater, schnellstens in Marxstadt alles aufzugeben und in Engels von Neuem zu beginnen.

Am letzten Abend, bevor wir endgültig von Zuhause fortgingen, nahmen wir mit Vater Abschied von Mutters Grab. Auf dem Heimweg, bei Vollmond sagte Vater: „Vielleicht sieht Mutter jetzt auf uns herab und sorgt sich um uns.“ Sie hatte immer den Vollmond so geliebt und manches

Mal davon gesprochen, ob da jemand von den Lieben, die längst nicht mehr unter uns weilen, auf uns hernieder sieht... Mir schien's, als wollte Vater uns trösten, uns einen Glauben, einen Halt geben. Bis jetzt liebe ich den Vollmond, und wenn ich ihn sehe, gedenke ich meiner lieben Eltern und deren schweren Schicksals.

III

Im August 1924 übersiedelte unsere Familie nach Saratow. Die 5. Neunklassige Einheitliche Arbeiterschule zu Saratow befand sich in einem soliden weißen Gebäude mit Säulen, dem ehemaligen Ersten Knabengymnasium, an dem seinerzeit Tschernyschewski unterrichtet hatte, in der Gymnasitscheskaja Straße 17.

In diesem großen Gebäude war auch die russische Erste Neunklassige Einheitliche Arbeiterschule untergebracht. Diese beiden Schulen bestanden friedlich nebeneinander; sie hatten eigene Eingänge und Klassenräume, die russische von der Straße, die deutsche vom Hofe aus. Gemeinsam benutzten die Schüler beide großen Räume – die Aula im obersten Stock und unten die Turnhalle –, was sich immer leicht regeln ließ.

Natürlich gab es manchmal Mißverständnisse unter den Schülern, und es kam zu Schlägereien auf dem Hof.

Auf dem großen Hof der Schule befanden sich zumeist einstöckige Gebäude, in denen die Lehrer und Schuldiener wohnten.

Ganz hinten auf dem Hof befand sich ein altes Badehaus, das schon lange nicht mehr genutzt wurde. Dieses Bad aus Ziegelstein, mit fast einem Meter dicken Mauern, wurde renoviert und zu einem Wohnhaus umgebaut. Die umfangreichen Arbeiten wurden auf Kosten unseres Vaters und der Gesangslehrerin Snoting L. K., die irgendwo als Untermieterin mit ihrer Familie lebte, ausgeführt. Freilich ließen sich aus diesem alten Bade keine schönen Wohnungen machen, aber es wurden zwei Wohnungen daraus, in denen man nicht schlecht leben konnte, trotz der Feuchtigkeit, die uns all diese Jahre belästigte. Wir mit unserer großen Familie bezogen die etwas größere Wohnung, die andere nahm Lydia Kasparowna mit ihren zwei Kindern.

Hinter dem Hause hatte jede Familie eine Scheune für Holz und einen kleinen Garten, den wir sofort bearbeiteten, in dem wir Beete anlegten und einiges pflanzten. Als erstes setzten wir eine junge Pappel vors Fenster. Später wurden auch Rosen, Weinreben und ein Kirschbaum gepflanzt und auch viele Blumen gezogen. Damit da alles schön gedeihe, mußte für Wasser gesorgt werden, das wir von weither tragen mußten.

Als wir im August 1924 nach Saratow kamen, war die Wohnung noch nicht fertig, und wir wohnten die erste Zeit in der Turnhalle der Schule, die dem Bade gegenüber gelegen war. Um nicht den weiten Umweg durch den Schulkorridor machen zu müssen, benutzten wir eines der Fenster als Tür.

Vater begann sofort seine Tätigkeit als Inspektor im Kommissariat für Volksbildung der ASSRdWD und wurde auch Mitarbeiter der Redaktion der Bezirkszeitung „Nachrichten“. Wie viele fuhr er täglich mit der Fähre, einem kleinen Dampfer, nach Pokrowsk zur Arbeit. Ab dem 1. September besuchten wir alle die deutsche Schule. Richard und ich lernten in der 4. Klasse bei Lehrer Kern, hatten uns schnell eingewöhnt, und das Lernen in dieser Schule fiel uns nicht schwer, Hugo ausgenommen, der in der 2. Klasse das Einmaleins nicht bewältigen konnte, dem überhaupt das Lernen schwer fiel. Schwerer hatten wir es im Umgang mit den Nachbarskindern und besonders in der Stadt, beim Einkaufen, da wir schlecht russisch sprachen. Auch war es zu Hause ohne Mutter schwer, obgleich damals eine Verwandte von Vater unseren Haushalt versorgte.

Leiter der Schule war Friedrich Ludwigowitsch Konstanz, Lehrer für deutsche Sprache in den älteren Klassen. In der Schule arbeiteten viele gute Lehrer, so wie A. M. Obert (Mathematik), Alexejenko (Chemie), A. I. Stubert (Naturkunde), D. D. Schuchart (Physik), K. F. Sinner (Deutsche Sprache und Literatur), P. I. Sinner (Gesellschaftskunde), I. F. Warnina (Russische Sprache und Literatur) und andere.

Im Schuljahr 1925/26 in der 5. Klasse war Vater unser Lehrer für Gesellschaftskunde, und da in jenen Jahren in der Schule keine Geographie unterrichtet wurde, war Vater bemüht, uns dennoch etwas in diesem Fache beizubringen. Er sparte immer etwas Zeit, um uns am Ende der Stunde etwas von irgendeinem Erdteil, Flüsse oder Gebirge zu erzählen. Da es an Lesebüchern fehlte, war Vater bemüht, die nötigen für die 5. und 6. Klassen zu verfassen. Er arbeitete wie immer viel und angestrengt, und schon 1925 erschien im Deutschen Staatsverlag der ASSR der Wolgadeutschen der erste Teil des „Deutschen Lesebuches“, zum Gebrauch bei Anwendung des Anschauungsunterrichts (132 S. mit Abb.), und im Jahre 1926 der zweite Teil dieses Buches, zum Gebrauch bei Anwendung der Diskussionsmethode (167 S., mit Abb.). In diesen Lesebüchern sind einige Erzählungen von Vater und auch Gedichte unserer Mutter festgehalten.

Damals wurde in der Schule überhaupt viel experimentiert, da war der Daltoplan, dann wieder das Brigadensystem, nach dem alle Schüler in Brigaden aufgeteilt waren (ich glaube, es waren je 5 Schüler), einer für den anderen verantwortlich war, und zum Schluß mußten wir uns die Noten selbst geben, es wurde abgestimmt. Wenn ich nicht irre, gab es nur zwei Noten – genügend und ungenügend. Zum Abschluß des Semesters und auch des Schuljahres kam der Schulleiter Lehrer Konstanz in die Klasse und verkündigte unsere Noten. Dann blickte er über seine Stahlbrille hinweg in die Klasse und sagte, daß dieser oder jener Schüler „durch die Bank weg“ ungenügend habe und man ihn nicht in die nächste Klasse versetzen könne. So mancher Faulpelz blieb sitzen; damals gab es in jeder Klasse Schüler, die sie das zweite Jahr besuchten.

Viele unserer Lehrer leiteten Zirkel, waren bemüht, den Schülern zusätzliche Kenntnisse in ihrem Fache beizubringen, da das Programm leider sehr gekürzt war. So leitete Pjotr Iwanowitsch Sinner einige Jahre einen Zirkel für Geschichte, an dem Schüler aller Klassen teilnehmen konnten. Es war ein vielbesuchter Zirkel.

Irma Fjodorowna Warnina (die jüngste Schwester unserer Mutter, Tante Irene) war eine sehr beliebte Lehrerin für russische Sprache und Literatur. Es gelang ihr, die Schüler nicht nur für Literatur, sondern auch für Grammatik zu interessieren. Besonders aber war sie wegen ihres lebhaften, frohen Charakters beliebt, sie fand immer schnell Kontakt zu den Schülern. Sie leitete einige Jahre den dramatischen Zirkel, in dem sie verschiedene Dramen mit den Schülern einstudierte, und die Laienkünstler nicht nur in der Schule, sondern auch außerhalb kostümiert und geschminkt auftraten und überall großen Erfolg hatten. Auch veranstaltete Irma Fjodorowna oftmals zu Feiertagen Kostümabende zu Hause, an denen viele ihrer Schüler teilnahmen, manchmal auch ich im Zigeunerkostüm.

Einige Sommer verbrachte Tante Irene mit ihrer Tochter im Dorfe Pudowkino, unterhalb Saratow an der Wolga. Sie wohnten in der großen Stube eines Bauernhauses, zu dem ein großer Obstgarten gehörte, wo es nicht nur verschiedene Apfelsorten, sondern auch viele Kirschbäume mit süßen, fast schwarzroten Kirschen gab. An den heißen Tagen hielten sie sich in der Stube auf, wo die Fenster verhängt und die Diele mit kaltem Wasser besprengt wurden und es immer schön kühl war. Erst gegen Abend, wenn die Hitze nachgelassen hatte, ging es an die Wolga baden.

Manchmal besuchten sie dort ihre Schüler aus dem Laienzirkel, auch wir waren öfters bei Tante Irene in Pudowkino. Wir alle tummelten uns im Garten und aßen so viel Obst, wie wir wollten und konnten, direkt vom Baume.

Im Sommer besuchten wir auch unsere Verwandten in Marxstadt. Meistens fuhren wir mit einem Liniendampfer, der an allen kleinen Landungsplätzen anlegte und nicht nur Passagiere aufnahm, sondern auch immer Fracht verlud, denn es war stellenweise die einzige Verbindung zwischen den Städten.

Der Dampfer ging gleich nach Mittag von Saratow ab und kam spät abends in Marxstadt an. Wir fuhren gewöhnlich unten in der dritten Klasse, wo es Schlafplätze gab, gingen aber auch an Deck, denn da war immer viel Interessantes zu sehen. Ich liebte es, an der Brüstung zu stehen, ins Wasser zu starren, gedachte dann immer meiner Mutter und rezitierte verschiedene Verse, derer ich damals schon viele kannte. Mit Interesse sahen wir den Lastträgern zu, die, wie uns schien, leicht und schnell, fast immer im Laufschrift die schweren Lasten trugen. Sie hatten eine spezielle Trage

auf dem Rücken, auf der die großen Säcke mit Getreide, Mehl u. dgl., auch große Körbe mit Obst und andere Fracht geladen wurden.

Zurück nach Hause ging es um Mitternacht, wir schliefen einige Stunden unten auf unseren Schlafplätzen, aber früh morgens waren wir wieder an Deck, um unsere liebe Stadt zu begrüßen. Schon von weitem, im Schein der aufgehenden Sonne, war sie mit ihren Kirchtürmen und vielem Grün zu erkennen. Saratow lag so friedlich im Tal, von allen Seiten von grünen Bergen umgeben. Besonders schön leuchtete die goldene Kuppel der Alexander-Newski-Kathedrale im Zentrum der Stadt, umgeben von vielen Kirchtürmen. In ihrer Nähe, in der Nikolskaja-Straße, stand die lutherische Kirche im strengen gotischen Stile, deren hoher spitzer Kirchturm weithin zu sehen war. Unweit der Kathedrale in der Deutschen, jetzt Kirow-Straße, neben dem Konservatorium, befand sich die katholische Kirche, deren Kirchturm auch schon von weitem auszumachen war. Auch gab es viele russische Kirchen in den verschiedenen Stadtbezirken. All das gab der Stadt ein reizvolles, ganz einmaliges Aussehen. Leider hat Saratow jetzt seine Einzigartigkeit verloren und begrüßt den Reisenden nicht mehr mit seinen goldenen Kuppeln und Kirchtürmen, wie überall stehen da jetzt graue Hochhäuser. Viele Kirchen, wertvolle und imposante Gebäude, ein jedes mit unwiederbringlicher Architektur, haben die Zeit nicht überstanden, sie wurden abgerissen, vernichtet. Da sie Jahrhunderte überdauern sollten, war es schwer, sie niederzureißen. Wie vielerorts wurde auch die Saratower Kathedrale und andere Kirchen gesprengt, so daß man nicht einmal die Ziegelsteine nutzen konnte.

Wir wohnten neben dem Volksgarten, so daß zwischen unserem Gärtchen und diesem Garten nur eine Wand war. Im Garten stand dicht neben der Wand ein hoher Pfosten, an dem eine große elektrische Lampe hing, die unser Gärtchen so hell erleuchtete, daß man lesen konnte. Um sieben Uhr begann das Orchester und spielte viele schöne Melodien. Im Winter wurde im Volksgarten eine Schlittschuhbahn hergerichtet, so daß sommers und winters fast täglich Musik erklang und häufig Feuerwerk veranstaltet wurde.

Unser Gärtchen war sehr schön: Überall an der Hausmauer an den Wänden leuchteten Nachtschatten, an einer Wand, so hoch man reichen konnte, rankten Kletterbohnen, rote und weiße Rosen blühten. Auch gab es Weinstöcke, die schon trugen, als wir fort mußten. Manchmal tranken wir nachmittags Tee in der Kühle.

Auch vor unserem Hause befand sich ein schöner, immer grüner Platz, auf dem wir spielten oder mit einer Arbeit im Grase saßen.

Abends, wenn die Musik spielte, tanzte Hugo, er vollführte im Takte die sonderbarsten Bewegungen und tanzte mit voller Hingabe. Es schien, als sei er der geborene Ballettmeister, als sei das seine Berufung!

Im unteren Teil des Volksgartens befand sich ein Sommertheater, und jeden Abend um 9 Uhr, wenn es in Saratow schon dunkel war, wurden verschiedene Filme gezeigt. Uns trennte von diesem Freilichtkino nur ein hoher Bretterzaun, in dem es viele Spalten gab, durch die wir Kinder uns so manchen Film mit Charlie Chaplin, Igor Iljinski und anderen ansehen konnten.

An der deutschen Schule in Saratow unterrichtete Vater nur ein Schuljahr, arbeitete dann ausschließlich in Engels, meistens an zwei, drei Stellen. Unter seiner Leitung erschien die Wochenschrift „Wolgadeutsches Schulblatt“, deren Redakteur er war. Er schrieb verschiedene Artikel, pädagogische Abhandlungen, Erzählungen. Er unterrichtete auch am Kooperativen Technikum.

Pjotr Iwanowitsch Sinner (Vetter Peter) und unser Vater kannten sich schon früher, als sie beide in Saratow an der „Deutschen Volkszeitung“ arbeiteten. Später trennten sich ihre Wege. P. I. Sinner ging ins Ausland, in Deutschland vermählte er sich mit Kamilla Fjodorowna. In die Heimat zurückgekehrt, ließen sie sich in Petersburg nieder, wo ihre vier Kinder kurz hintereinander die Welt erblickten. Nach Beendigung des Bürgerkrieges, in den schweren Hungerjahren, übersiedelte die Familie Sinner nach Saratow, wo sie beide an der deutschen Schule arbeiteten.

Ihre Jungen waren fast gleichaltrig mit uns, hatten aber in der Schule einen großen Vorsprung, da ihre Mutter sie schon im Alter von 5–6 Jahren mit in die Schule nahm. So lernte ihr Jüngster, Helmut, (1915 geboren) schon mit mir und Richard in der vierten Klasse. Überhaupt waren die Schüler in sehr unterschiedlichem Alter, der Unterschied betrug 3–4 Jahre, da nicht alle in den schweren Jahren die Möglichkeit zum Lernen hatten und manche auch sitzenblieben.

Vater unterhielt Kontakt mit der Familie Sinner, wir Kinder waren sehr befreundet, besuchten uns öfters, dort lernten wir auch den alten Zeichenlehrer Polikarp Jefremowitsch Martynow kennen, der den Jungen Privatstunden im Zeichnen gab.

Else und Richard malten auch gern, und bald kam der alte Lehrer auch zu uns ins Haus. Es wurden drei Staffeleien bestellt, und Polikarp Jefremowitsch kam zweimal wöchentlich am Nachmittag. Die Staffeleien wurden im großen Zimmer um den Eßtische gestellt, und Else und die beiden Jungen lernten eifrig malen. Richard hatte Talent machte gute Fortschritte, und Else malte sehr gern feine und schöne Blumen, auch verstand sie es immer, passende harmonische Farben zusammenzustellen und sehr feine Ornamente zu zeichnen.

Ich erinnere mich auch einiger gemeinsamer Ausflüge, die wir mit Sinners und mit Polikarp Jefremowitsch ins Grüne machten, bei denen alle Schüler Skizzen anfertigten und es lustig herging.

Unsere Väter konnten damals nicht ahnen, wie wichtig für Richards und Alfreds Zukunft diese Privatstunden im Malen waren. Beide Freunde hatten Talent und wollten studieren, sie träumten von der Akademie der Künste in Leningrad. Leider war das unerreichbar, da der fünfte Punkt im Fragebogen störte. Später absolvierten sie beide eine technische Hochschule, aber ihren Lebensunterhalt verdienten sie mit der Malerei.

Die Malerei hat Richard auch in der Arbeitsarmee über Wasser gehalten. Auch später in den schweren Nachkriegsjahren und bis zuletzt arbeitete er als Zeichenlehrer in der Schule Erwähnenswert ist, daß wir damals eine Zeitschrift „Der erste Schritt“ herausgaben, die immer akkurat mit Tinte geschrieben und reich illustriert war, was Richards Verdienst war. Wir beteiligten uns alle, beschrieben unsere Erlebnisse und Eindrücke während der Ferien in Marxstadt bei Onkel Fede in der Steppe, auch die erste Fahrt mit der Eisenbahn zu Tante Irenes Verwandten in einem großen russischen Dorfe unweit von Moskau u. dgl.

Unser Vater war ein stattlicher interessanter Mensch, und so manche Frau bemühte sich um ihn; auch Frau Sinner kümmerte sich auf ihre Weise um ihn, indem sie ihn mit Alwine Andrejewna Schimpf bekannt machte, die sie noch von Petersburg kannte.

Fräulein Schimpf, das junge Mädchen, hatte gleich nach der Beendigung der Annenschule Frau Sinner einige Jahre geholfen, die Kinder zu betreuen. Sie trennten sich, als Alwine mit ihren Schwestern nach Samara übersiedelte. Die Not im zerrütteten Land und der Bürgerkrieg hatten dieses pingige Mädchen nach Riga verschlagen Dort ging es ihr in der ersten Zeit sehr schlecht, bis sie endlich in die Familie des Kaufmanns Tankel kam, wo sie einige Jahre als Kindermädchen dessen verwaistes Töchterchen (die Mutter war im Wochenbett verstorben) betreute. Materiell ging es ihr dort gut, sie hatte alles, doch das Heimweh quälte sehr; aber an eine Rückkehr in die Heimat war nicht zu denken, da sie all diese Jahre im Grunde genommen illegal, ohne Ausweis, in Riga lebte. Sie unterhielt einen Briefwechsel mit Frau Sinner, und letztere war bemüht, ihr zu helfen und machte sie mit unserem Vater bekannt. Es begann ein lebhafter Briefwechsel, ein Austausch von Fotografien. Vater schickte auch ein Familienfoto, auf dem wir alle sozusagen vorgestellt wurden (viele Jahre später erfuhr ich, daß Frau Sinner uns alle treffend charakterisiert hatte, damit sich Fräulein Schimpf keine Illusionen machte).

Im Dezember 1925 hatte Vater es durchgesetzt und die Erlaubnis zur Einreise in die Sowjetunion für A. A. Schimpf erhalten. Es hatte viel Mühe gekostet, Vater mußte über das Zentralkomitee der ASSRdWD wirken und in der OGPU ein Gesuch einreichen.

Es war eine große Freude für Alwine Andrejewna, als sie wieder in der Heimat, an der Wolga war.

Nach der ersten Begegnung und nach der Bekanntschaft mit den Kindern gab Vater ihr ihr Wort zurück. Er wollte sie nicht zwingen, aus falschem Pflichtgefühl einen falschen Schritt zu gehen. Sie war um 22 Jahre jünger, auch mußte die große Familie sie abschrecken, aber Fräulein Schimpf hatte sich entschieden, für sie gab es kein Zurück mehr. Ich habe mich so manches Mal gewundert, daß sich dieser weiche, etwas schüchterne Mensch nicht scheute, eine so große Familie zu bekommen. Gewiß haben wir alle, besonders wir Mädchen, viel mitgeholfen, aber dennoch war es für die junge Frau nicht leicht.

Sie hatte ein schweres Los gezogen, denn ihr Ehemann war nicht nur um viele Jahre älter, sondern auch ein Gezeichneter, mit dem sie viele Jahre das schreckliche Schicksal der Repressalien teilen mußte.

Und dennoch waren ihnen einige glückliche Jahre beschieden. Alle waren bemüht mitzuhelfen, und bald hat sich unser Leben geregelt. Vater arbeitete an zwei, drei Stellen, verdiente gut, fand aber auch Zeit, mit Rat und Tat zu Hause mitzuhelfen.

Die zwanziger Jahre waren in ihrer zweiten Hälfte, wie mir scheint, die besten Jahre in unserem viel geprüften Lande. Damals in den Jahren 1925 bis 1928-29 konnte man alles kaufen, es gab viele Kaufhallen, in denen die „NÖP-Männer“ alles, was man brauchte, feilboten. Außerdem gab es immer mehr Konsumverkaufsstellen, in denen auch viele gute Waren angeboten wurden. Es bestand eine regelrechte Konkurrenz zwischen ihnen, was für die Bevölkerung nur von Nutzen war.

Und erst der Saratower Markt! Das war eine Augenweide! Was da nicht alles zu haben war! Und so billig!

Vater liebte es, am Markttag mit den Jungen zu dem weiten Mytrofaner Markt zu gehen, wo die Auswahl größer war. Er liebte es nicht, wie er sagte, von der Hand in den Mund zu leben, es mußte immer ein Vorrat da sein. Besonders im Herbst wurde für den Winter gesorgt: Sie schafften die Lebensmittel heran, und wir Frauen waren bemüht, alles zu verarbeiten und gut zuzubereiten.

Im Sommer gab es noch eine große Freude, wenn Vater mit den Jungen gegen Abend zur Wolga ging, wo am Ufer viele Boote und Barken standen, die von der Unteren Wolga aus Kamyschin und Astrachan Wassermelonen und schöne gelbe Zuckermelonen brachten. Meistens kauften sie 10–15 Wassermelonen, die Vater aussuchte, er war stolz darauf, daß er immer wirklich gute, große, mit süßem rotem Fleisch fand. An jenen Abenden bestand das Abendbrot aus Wassermelonen und Brot. Alle liebten diese süße Frucht und aßen sich daran satt.

Damals erinnerte sich Vater öfters an seine Heimat, wie sie selbst ein Feld mit Wassermelonen bestellten, die recht gut gediehen, und während der Ernten, in der heißen Zeit diese kalorienarmen, aber süßen und sehr wasserhaltigen Früchte aßen, die, wie Großvater immer sagte, den Magen ausweiteten. Im Herbst wurde dann ein Schäfchen geschlachtet, damit sich bei allen der Magen wieder „verengte“. Manchmal gingen wir abends mit Vater und Mama, wenn die Glocken der Kathedrale so wunderschön läuteten, in den Stadtgarten „Lipki“, wo es immer so schön grün war, spazieren.

Nach einiger Zeit ging es Vater gesundheitlich schlecht, das Herz wollte nicht mehr, er mußte, wie er sagte, „ausspannen“ und seinem kranken Herzen Ruhe gönnen.

Damals im Sommer 1927 fuhr Vater das einzige Mal nach Kislowodsk Der Kaukasus mit seinen Bergen und seiner exotischen Natur gefiel ihm sehr, aber es fehlte ihm die Arbeit, und sobald er sich ein wenig eingewöhnt hatte, fing er an, sehr wichtige Artikel zu schreiben.

Im Herbst 1927 übersiedelte unsere ruhelose Tante Irene nach Leningrad und überredete Vater, Richard und mich ebenfalls dort in die Schule zu gehen, da es für uns besser sei, dort zu lernen.

Es traf sich, daß zu dieser Zeit P. J. Sinner die Möglichkeit bekam, Saratow zu verlassen. Wenn ich nicht irre, hatte die Beschränkung seiner politischen Anschauungen wegen noch von früher bestanden und war nun aufgehoben; sie gingen sofort nach Leningrad zurück. Es ist möglich, daß für Vaters Entschluß, uns nach Leningrad zu schicken, die Übersiedlung der Familie Sinner eine entscheidende Rolle spielte, da auch Frau Sinner bereit war, uns beide in Kost zu nehmen.

So kam es, daß wir das neue Schuljahr in einer deutschen Schule Leningrads begannen. Es gab damals dort noch immer drei deutsche Schulen: die ehemalige Petri-, die Annen- und die reformierte Schule. Sie hatten alle neue Namen, so war unsere die 41. Neunklassige Einheitliche Arbeiterschule in Leningrad.

In dieser Schule gab es viele Parallelklassen, es gab sechs sechste und auch sechs siebente; in einigen von ihnen wurde der Unterricht in allen Fächern in russischer, in den anderen in deutscher Sprache gehalten.

Es war nicht leicht, dort zu lernen, aber wir hielten dennoch Schritt und lernten nicht schlecht. Ich will mich aber bei den Leningrader Schuljahren nicht aufhalten.

Am 19. März 1928 kam unser Nesthäkchen, die kleine Prinzessin, wie Vater sie nannte, zur Welt. Es war ein etwas kleines, aber gesundes Kind. Else war zu Hause, besuchte die 8. Klasse und half der jungen Mutter, die Kleine zu betreuen.

Mit dem ersten Schiffe kam Tante Marie aus Samara, die ältere Schwester, die glücklich war, daß ihre geliebte Alwuscha wieder zu Hause war und auch ein kleines Mädchen hatte. Sie half, so viel sie konnte, und sorgte sich viel um die Kleine.

Ende des Schuljahres 1927/28 wurde eine radikale Reorganisation der Schulen in Leningrad vollzogen: alle deutschen Klassen der ehemaligen Petri-, Annen- und reformierten Schule wurden zu einer Einheitlichen deutschen Neunklassigen Arbeiterschule vereint. Letztere befand sich in einem ehemaligen Palast an der Mojka, der 1890 gebaut wurde und dessen Räume sich schlecht als Klassenräume eigneten.

Die Schüler der deutschen Klassen entschieden selbst, wo sie weiter lernen wollten, und viele Schüler, besonders in den älteren Klassen, blieben in ihrer alten Schule, wo der Unterricht jetzt in allen Fächern in russischer Sprache gehalten wurde. Ich blieb auch mit meiner VIII/4 in der russischen Schule und hatte es noch um vieles schwerer, denn noch immer machte mir Russisch Schwierigkeiten. Richard ging mit seiner Klasse in die deutsche Schule, wo auch P. I. und K. F. Sinner arbeiteten.

Im Winter 1928/29 wohnten mein Bruder Richard und ich in der Gorochowaja-Straße 69, wo wir bei Odljanskich (einer Generalswitwe) ein kleines Zimmerchen hatten und selbständig hausten. Wir hatten es beide nicht weit bis zur Schule, gingen immer zu Fuß.

In den Winterferien kam Vater, um zu sehen, wie es uns denn ginge. Es war sein erster Besuch in Leningrad. Wir verbrachten eine schöne Woche zusammen, sahen uns die Stadt an, waren in der Operette, hörten „Rose-Marie“ und waren vom Spiel der Schauspieler begeistert. Auch besuchten wir Sinner, Tante Emma, Mamas Schwester, wo Vater Bekanntschaft mit Springels schloß.

Viel Aufregung bereitete mir der feierliche Abend bei uns in der Wohnung, wo ich als kleine Hausfrau die Gäste mit einem Braten, der etwas angebrannt war (Vater hatte so manches Gute mitgebracht), bewirtete.

Unsere Wirtin erlaubte uns, im großen Zimmer den Tisch zu decken und den Abend da zu verbringen. Vater war vergnügt, unterhielt sich mit Sinner. Es ging lustig zu, da auch die beiden Mädchen der Wirtin zugegen waren, was besonders anziehend für Sinner's Jungen war.

Im Frühjahr 1929 beendete Else die Schule, wollte weiterlernen und ging schon im August nach Leningrad, um, wie gedacht, Chemie zu studieren. Sie hatte leider Pech und mußte sich Arbeit suchen. Es gelang ihr verhältnismäßig leicht, eine Stelle als Lehrerin einer Elementarschule im deutschen Dorfe zu finden. Sie wohnte bei Tante Emma in der Sheljabow-Straße 12 und fuhr täglich mit der Bahn zur Arbeit. Richard und ich blieben in diesem Winter zu Hause und lernten weiter – ich in der 9. Klasse, er im Kooperativ-Technikum.

IV

Das Schuljahr 1929/30 begann ich wieder in der 9. Klasse der 5. Neunklassigen Einheitlichen Arbeiterschule zu Saratow, nachdem ich zwei Jahre in Leningrad in der ehemaligen Petrischule gelernt hatte.

In diesen zwei Jahren hatte sich so manches verändert, sowohl in der Schule als auch in unserer Klasse, in die ich zurückkehrte.

Da war ein neuer Schulleiter, Genosse Schnorr, ein hagerer Brünetter, der in einem schwarzen Uniformkittel, Galiva und Stiefeln herumging, bald da, bald dort auftauchte, und meist laut sprach. Seine Stimme wie auch das schnarrende R paßten irgendwie zu seinem Namen. Sein Fach war Gesellschaftskunde. Ich kann nicht sagen, daß seine Stunden sehr interessant waren.

Auch viele Lehrer waren neu für mich, besonders gefiel mir der junge Physiklehrer J. I. Ott, der das zweite Jahr nach Absolvierung der Moskauer Pädagogischen Hochschule bei uns arbeitete. Eine andere Lehrerin, Schöström, unterrichtete Naturkunde und war gleichzeitig Leiterin des Lehrerkollektivs. Auch war ein neuer Mathematiklehrer R. B. Seelig gekommen, da Lehrer A. M. Obert jetzt an der Pädagogischen Hochschule in Engels arbeitete.

Unsere Schule hatte eine pädagogische Ausrichtung und bildete Lehrer für Elementarschulen in den deutschen Dörfern aus. Einige Elemente der Pädagogik und Unterrichtsmethodik brachte uns Lehrer Franz Bach bei – ein intelligenter, stattlicher Mensch, Mitte vierzig mit einem Spitzbärtchen und Kneifer, immer korrekt, den viele mochten. Er verstand es auch, uns für unsere zukünftige Arbeit zu begeistern.

Auch in der Klasse hatte sich viel verändert. Es gab einige neue Schüler, aber auch manche von den früheren traf ich nicht mehr an. Einige, so wie Isabelle Obert, waren der Schule untreu geworden, besuchten nun die 9 Klasse in einer russischen Schule, was jetzt ja angesehener war. Andere waren ihrer sozialen Herkunft wegen ausgeschlossen worden, denn schon wurden die „NÖP-Männer“ liquidiert, und in den Dörfern war die Kollektivierung in vollem Gange. So waren aus unserer Klasse die Geschwister Alissa und Richard Gross, Maria Weckesser und Friedrich Gross ausgeschlossen worden. Schon etwas früher was der 17jährige Artur Staub verhaftet worden. Er konnte sich schon damals mit den schrecklichen Maßnahmen im Dorfe nicht abfinden. Als junger Mensch aus der Stadt hatte er eigentlich mit den Bauern und der Kollektivierung nichts zu tun, konnte aber nicht schweigen. Er schrieb einen Artikel, einen Protest an die Gebietszeitung zu Saratow. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, er wurde schnellstens verhaftet und blieb später verschollen.

Es waren damals schwere Zeiten. In der Schule gab es wie überall Spitzel, die immer darauf aus waren, „feindliche Elemente“ zu entlarven und sie dann auf einer Versammlung als Kulakensohn oder -tochter von der Schule zu weisen. Besonders tat sich in unserer Schule ein gewisser Weimann, ein Komsomolze, Schüler der 7. Klasse, hervor. Er verfolgte sehr eifrig das Schicksal seiner Mitschüler und war immer auf dem Laufenden, wessen Eltern wann und wo in die Liste der „Lischenzen“, d. h. derjenigen, denen das Wahl- und andere Bürgerrechte entzogen waren, eingetragen worden waren.

Es war schrecklich, solchen Versammlungen beizuwohnen, all das mit anzuhören und auch noch dem Ausschluß dieses oder jenes Schülers zustimmen zu müssen. Man machte keine Ausnahme, duldeten nicht, daß einige von ihnen noch zwei, drei Wochen verweilten, bis sie die 9. Klasse beendet hatten.

Das Schuljahr 1929/30 zeichnete sich nicht nur dadurch aus. Wir alle waren sehr aktiv und halfen dabei, die Kirchen zu schließen. Ich weiß nicht mehr, wer uns dazu antrieb, aber alle Schüler der älteren Klassen leisteten da eine intensive Arbeit. Wir gingen von Haus zu Haus, in denen Deutsche, ob Lutheraner oder Katholiken, wohnten, und sammelten Unterschriften unter ein Gesuch, die Kirchen zu schließen. Wir gingen meist zu zweit oder zu dritt. Natürlich wurden wir nicht überall gleich empfangen. Die meisten unterzeichneten stillschweigend, machten auch einige Bemerkungen so wie: „Was soll diese Komödie, sie werden doch alles so machen, wie sie es wollen“. „Wir können doch nichts ändern“ u. dgl.

Andere wieder protestierten, unterschrieben nicht, wiesen uns die Tür. Einmal wurden wir mit einer Ofengabel hinausgejagt, die Frau schrie und beschimpfte uns. Danach ging ich nicht wieder Unterschriften sammeln, ich schämte mich und hatte wohl auch Angst.

Eine große Aktion begann vor Weihnachten. Unermüdlich wurde gegen diesen Feiertag, besonders gegen den Kirchenbesuch am Heiligen Abend und den Tannenbaum gehetzt. Wir sollten alle durchsetzen, daß dieses „Attribut des religiösen Feiertages“ auch zu Hause nicht aufgestellt wurde.

Unsere Schulleitung ging so weit, daß sie am Christabend während des Gottesdienstes einen Fackelzug um die Kirche organisierte, an dem alle Schüler der zweiten Stufe teilnehmen mußten. Es machte uns eigentlich Spaß, als wir so mit den Fackeln um die Kirche in der Nikolskaja-Straße gingen. Ob wir etwas sangen oder irgendwelche Losungen riefen, weiß ich nicht mehr. Viele Kinder und Neugierige liefen mit, manche machten sich über uns lustig: „Wollt wohl alle, die dort in der Kirche sind, verhexen“ und dgl. Schwer hatten es in jener Zeit die jungen Menschen, deren Eltern religiös waren und die auch selbst gläubig waren. Sie litten unter diesem Zwiespalt sehr, denn zu Hause gab es nicht nur einen Weihnachtsbaum, sondern wurde auch eine Andacht abgehalten, und ihre Verwandten besuchten die Kirche.

Unsere Eltern waren überzeugte Atheisten, hatten uns, obgleich wir Ältesten noch vor der Revolution geboren waren, nicht taufen lassen, und wir waren auch nicht religiös erzogen. Aber dessenungeachtet gab es bei uns zu Hause immer einen schönen geschmückten Tannenbaum – das war so Brauch, und wir konnten uns Weihnachten ohne ihn nicht vorstellen. Auch in den schwersten Jahren der Revolution, des Bürgerkrieges und auch später während der Hungersnot hatte sich Mutter immer bemüht, uns Kinder mit einem Tannenbaum zu erfreuen.

Auch am Weihnachtsabend 1929 gab es bei uns zu Hause einen großen Tannenbaum, der mit vielen schönen Sachen, Süßigkeiten, Äpfeln und Kerzen geschmückt war. Wie immer an Festtagen, lag der hübsche bunte Teppich auf der Diele, alles war schön und feierlich. Besonders freute sich unser Nesthäkchen, sie jubelte, bestaunte den hell erleuchteten Baum und griff jauchzend nach den bunten Kugeln. Vater hatte uns allen einen besonderen Wunsch erfüllt. Ich bekam damals ein kleines wunderschönes Federmesser mit vier Klingen.

Nach der Bescherung setzte sich Vater ans Klavier, spielte verschiedene Lieder und alte Volksweisen, und wir sangen und waren glücklich. Später gab es ein leckeres Festessen, und wir verbrachten einen schönen Abend zusammen. Wir ahnten nicht, daß das unser letztes gemeinsames Fest, unser letzter Tannenbaum sein sollte.

Es ist möglich, daß man Vater später diese Tatsache zur Last legte, daß er in dieser Zeit einen Baum für seine Kinder aufgestellt hatte.

Wir feierten auch Silvester unter dem geschmückten, mit Kerzen hellerleuchteten Tannenbaum, und hießen das Neue Jahr 1930 willkommen. Alles war, so schien es bei uns zu Hause, gut, wir ahnten nicht, wieviel Schrecken und Unglück uns das Neue Jahr bringen würde.

Gleich nach den Winterferien begann für uns Schüler der 9. Klasse eine schwere Zeit. Wie es hieß, wurden schnellstens Lehrer gebraucht, und wir sollten die Schule vorfristig beenden. Wir mußten deshalb zweimal täglich in die Schule, hatten 6 Stunden am Vormittag und vier am Nachmittag. Wir mußten den Lehrplan in großem Tempo erfüllen, denn wir sollten schon im März in die Dörfer an unsere Arbeitsstellen fahren.

In dieser Zeit, da ich mit dem Lernen sehr überlastet war, gab es für mich eine freudige Überraschung.

Vater hatte im Januar für eine große Arbeit sein Honorar bekommen und wollte Mama und mir ein Geschenk machen. Ende Januar gingen wir eines Tages in einen Juwelierladen in der Deutschen Straße, in dem ich mir einen Ring aussuchen durfte. Das war das Geschenk meiner Eltern zu meinem bevorstehenden 18. Geburtstag. Ich war sehr stolz auf dieses Kleinod.

Es war gut, daß Vater mir diese Freude sozusagen vorfristig bereitet hatte, denn am 11. Februar, meinem Geburtstag, saß er schon in Untersuchungshaft in der Wolskaja-Straße.

Kurz nach Mitternacht wurden wir durch lautes Pochen am Fenster (es war in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar 1930) aufgeschreckt. Alle waren sofort hellwach. Vater ging nachsehen, wer

denn da zu solcher Stunde so geräuschvoll um Einlaß bat. Es waren zwei Männer in Zivil, die eine Genehmigung zur Haussuchung und einen Haftbefehl für Vater hatten, und unsere Nachbarn Hermann und Rudolf Wilhelmi als Zeugen. Letzteren war die Sache sehr unangenehm, da sie unseren Vater schätzten und wir gute Nachbarn waren.

Es war furchtbar, mit ansehen zu müssen, wie sie alles durchwühlten; es schien, als suchten sie etwas ganz Bestimmtes. Was hofften sie zu finden? Sie beschlagnahmten verschiedene Papiere, einige Fotografien und seine Manuskripte, verstauten alles in einige Aktentaschen und hießen Vater mitkommen.

Wir standen alle wie versteinert und wagten nicht zu reden, da man es uns grob untersagt hatte, und sahen mit Angst und Schrecken der Haussuchung zu. Mama beruhigte die Kleine, die auch von all diesem Lärm erschreckt, erwacht war und weinte. Es schien, als ahne das Kind, was all das zu bedeuten hatte. Es war der Anfang von unendlichen Leiden, Erniedrigungen, die ihm nicht nur den Vater, sondern auch das Zuhause und eine normale Kindheit nahm. Damals war eine Cousine aus Marxstadt bei uns zu Gast. Sie wurde sehr eingehend ausgefragt, weshalb sie hier sei, was sie bei uns wolle. Obgleich Hermine, ein lebhaftes, selbstsicheres Mädchen, sonst nie um eine Antwort verlegen war, stammelte sie in ihrer Erregung etwas Zusammenhangloses.

In aller Eile packten wir das Nötigste für Vater, Wäsche u. dgl. zusammen, vergaßen auch das Rasierzeug nicht, saßen dann still und fanden keine Worte.

Zum Schluß wurde Mama mitgeteilt, sie könne später in der OGPU, in der Wolsker Straße, erfahren, wann es erlaubt sei, Vater etwas zu übergeben.

Wie wir am nächsten Tage erfuhren, wurden in dieser Nacht auch Professor Dinges und einige andere abgeholt.

Mit Familie Dinges waren wir befreundet. Ihr ältester Sohn Artur war mein Schulkamerad, unsere Eltern besuchten sich öfters. Frau Dinges, eine junge, hübsche, sehr energische Frau, hatte bald alles ausfindig gemacht und betreute sozusagen Mama, die schüchtern, sehr unerfahren und völlig hilflos war. Sie gingen überall zu zweit hin und waren bemüht zu erfahren, wessen man denn ihre Männer beschuldigte. Leider konnten sie nichts in Erfahrung bringen, da sie in der GPU in der Untersuchungshaft saßen. Man erlaubte ihnen, den Gefangenen Päckchen mit Nahrungsmitteln und reine Wäsche zu bringen.

So standen die Frauen öfters in der Wolsker Straße, am großen grauen Gebäude der OGPU, Schlange, um ihren Männern etwas von Zuhause zu übergeben.

Ich konnte in jener Zeit Mama wenig helfen, da wir in aller Eile vorfristig die Schule beenden mußten.

Später berichtete Vater von den schlechten Verhältnissen in den überfüllten Zellen während der Untersuchungshaft in der OGPU in der Wolsker Straße. Die unterschiedlichsten Menschen waren da zusammengepfercht und wußten nicht, was sie verbochen hatten. Alle waren überzeugt, daß da ein Fehler, eine Ungerechtigkeit geschehen war und sich alles bald zum Besseren ändern werde. Schwer ertrugen sie auch das Einerlei, die langen Stunden, in denen sie auf Verhör, Essen, Päckchen von daheim warteten. Worüber wurde da nicht alles gesprochen! Verschiedene Erinnerungen wurden ausgetauscht: Es gab so manche lohnende Themen. Zuweilen prahlten auch einige Männer mit ihren frechen Abenteuern „bei den Frauen“. Möglicherweise entsprach nicht alles der Wahrheit, aber der Vater machte sich Sorgen um seine Mädchen. Wie ging es ihnen, wer schützte sie vor solchen unverschämten Männern? Der Gedanke an seine armen Töchter quälte ihn sehr, vor allem aber, daß er ihnen nicht helfen, sie nicht beschützen konnte.

Mittlerweile war der März gekommen, wir hatten unseren Lehrplan erfüllt und mußten die Schule verlassen.

Am 10. März hatten wir einen Abschiedsabend, bei dem es lustig herging, es wurde viel getanzt (daran habe ich mich nie beteiligt) und gesungen. In jenen Jahren wurde überhaupt viel gesungen; oft standen wir gruppenweise während der Pause zusammen und sangen. Ich glaube, in

unserer Schule war das besonders unserer Musiklehrerin Lydia Kasparowna Snoting zu verdanken, die mit uns während des Gesangsunterrichts viele schöne Lieder einstudierte.

An jenem für uns so bedeutsamen Abend sangen wir ohne Unterlaß, bis wir alle heiser waren, deutsche und russische Lieder. Ebenso eifrig und voller Hingabe sang unser von allen geliebte und geschätzte Lehrer, J. I. Ott, mit; da er aus der Ukraine stammte, bekamen wir für uns auch neue Lieder zu hören.

Am nächsten Tag ging es dann in verschiedene Rayons und Dörfer, wo wir, junge Kulturträger, wie man die Lehrer damals nannte, dringend benötigt wurden.

Wir Absolventen waren dem Alter und auch der körperlichen Entwicklung nach sehr verschieden, einige noch schwächliche, halbe Kinder, die anderen schon stattliche Erwachsene, richtige Lehrer. In den Arkadaker Rayon des Nishnewolshsker Gebietes hatte man drei junge Lehrer gesandt – Ewald Reichel, Max Rotärmel und mich. Der jüngste von uns war Max, ein Vetter von mir, der gerade erst seinen 16 Geburtstag begangen hatte. Er war nicht groß von Wuchs, noch ein Junge, mit angenehmem, noch kindlichem, rotwangigem Gesicht, dunklen, immer blinzeln den Augen und einem widerspenstigen Schopf. Ewald war der älteste von uns, schon 19 Jahre, groß gewachsen, ein hübscher stattlicher junger Mensch, ein richtiger Lehrer. So fuhren wir zu dritt zu unserer ersten Arbeitsstelle, erst bis zur Station Rtischschewo, wo wir umsteigen mußten, und weiter in Richtung Balaschow, bis zur Station Arkadak. Das war damals eine kleine Siedlung, die erst viel später den Status einer Stadt erhielt. Unweit des Rayonzentrums, landeinwärts (in der Richtung zum rechten Wolgaufer) in einer Entfernung von 6 bis 10 km fanden sich einige deutschen Mennonitensiedlungen. Es waren ihrer sieben mit einer Straße und einem Schulhaus, die ziemlich weit voneinander gelegen waren Sie hatten, soviel ich weiß, keine Namen, sondern nur Nummern Die nächste von der Station aus war die Zentralsiedlung Nummer Drei, das größte der Dörfer in dem sich der Dorfsowjet, ein Laden und andere Verwaltungseinrichtungen befanden Dort hausten auch zwei von den 25-Tausendlern, Leningrader, die in diesen Mennonitensiedlungen die Kollektivierung überwachten. Sie wohnten im Gebäude des Dorfsowjets und waren nicht beliebt, da sie sich bei der Arbeit nicht übernahmen und sich nicht immer korrekt den Frauen und Mädchen gegenüber benahmen.

Wenn ich in der Verwaltung zu tun hatte, war ich bemüht, ihnen aus dem Wege zu gehen. Sie waren mir unsympathisch, und ich hatte das Gefühl, daß sie hier nur Unheil stiften würden. Vielleicht urteile ich da etwas zu subjektiv, denn obgleich sie nur Ärger und Haß verursachten, wurden sie doch gebraucht Sie sollten die Interessen des Staates vertreten – die Kollektivierung durchführen, die Bauern enteignen – das konnte ja gar nicht immer glatt und reibungslos vonstattengehen.

Die anderen Siedlungen befanden sich landeinwärts zur linken und rechten Hand von Nummer Drei, auch in bedeutender Entfernung. Ich wurde der Siedlung Nummer Vier zugeteilt, die am weitesten landeinwärts hinter Nummer Drei gelegen war. Die Jungen schickte man nach Nummer Eins und Zwei, die sich von der Station aus gesehen rechter Hand von der Zentralsiedlung befanden. Wenn wir uns besuchen wollten, hatten wir einen ziemlich weiten Weg zurückzulegen.

In jeder Siedlung gab es eine Elementarschule, deren Gebäude sich glichen wie ein Ei dem anderen. Auf der linken Seite befanden sich ein Vorraum und ein großes Klassenzimmer, rechts zwei Wohnzimmer für den Lehrer und die Aufwärterin. Letztere heizte diese Räume vom Vorzimmer aus, sorgte für Wärme und Ordnung. In meiner Schule wohnte in der ersten Stube eine alleinstehende Frau, die zwei Mädchen im Alter von vier und sechs Jahren hatte. Es waren bleiche, unterernährte Kinder, die den ganzen Winter nicht auf die Straße hinaus konnten, da sie weder Schuhwerk noch warme Kleidung hatten.

Diese Frau, wie auch die Bevölkerung und Schüler, empfingen mich unfreundlich, beinahe feindselig.

Es waren schwere Zeiten, in denen wir unsere Laufbahn als selbständige Menschen begannen, die allgemeine Kollektivierung war in vollem Gange, und wir, die Kulturträger, mußten unser

Scherflein dazu beitragen. Konnte man es der Bevölkerung verdenken, daß sie uns als Eindringlinge betrachteten und schlecht aufnahmen, man hatte ja unseretwegen gute, alteingesessene Lehrer abgesetzt. Ich bekam die Stelle einer angesehenen Lehrerin, einer alleinstehenden „älteren“ Frau von 35 Jahren, die man aus ihrem Beruf vertrieben hatte, da sie religiös war.

Max und Ewald erhielten auch Stellen von zwei guten Lehrern, die schon lange da gearbeitet hatten, sich aber gegen die massenhafte zwangsmäßige Kollektivierung aus-gesprochen hatten und verhaftet worden waren.

Ein erschwerender Umstand für uns war, daß wir den hiesigen Dialekt nicht verstanden.

Ich wohnte im zweiten, also im hinteren Zimmer. Es war ein schöner heller Raum mit zwei Fenstern, eins ging auf die Straße hinaus, von dem anderen an der Seite aus konnte man die Hauptstraße, sozusagen den Eingang in die Siedlung überblicken und sehen, wer ins Dorf kam. Beide Wohnzimmer waren vom Vorraum mit einem Herd verbunden, auf dem man von beiden Zimmern aus etwas kochen und aufwärmen konnte. Das Klassenzimmer in meiner Schule war groß und hell, denn die Fenster gingen nach beiden Seiten Gleich rechts vom Eingang hing die Tafel und standen ein Tisch und Stuhl für den Lehrer.

Es waren keine großen Klassen, da es in den Siedlungen wenig Kinder gab; deshalb saßen in einem Raum gleichzeitig Schüler zweier Klassen. Zu meiner Rechten die zweite, zur Linken die vierte Klasse. Wenn ich nicht irre, waren es 8 und 9 Schüler, im ganzen 17, mit denen ich meine Laufbahn als Lehrer begann.

Die Bauern lebten nicht schlecht, aber sie verkauften selten etwas. Wir jungen Lehrer erhielten ein Pfund Mehl pro Monat und wurden in bestimmte Familien als Kostgänger eingewiesen. Ich kam zu derselben Bäuerin, bei der viele Jahre die frühere Lehrerin beköstigt worden war. Ich ging dreimal täglich über die Straße, wo für mich schon der Tisch gedeckt war. Wenn ich nicht irre, so zahlte ich außer dem Mehl noch 25 Rubel im Monat. Gewöhnlich brachte die Wirtin das Essen und ließ mich allein, selten sprach sie mit mir. Sie konnte sich nicht damit abfinden, daß ich an die Stelle meiner guten Vorgängerin gesetzt worden war.

Gar nicht wohl fühlte ich mich am ersten Abend nach meiner Ankunft, als einige junge Leute zu mir in die Stube kamen, um sich die neue Lehrerin anzusehen und sie kennenzulernen. Sie unterhielten sich mit mir, machten Witze, lachten, ich aber verstand kein Wort von ihrem Dialekt. Etwas später kamen wir dennoch ins Gespräch, da sie auch hochdeutsch sprechen konnten.

Mit der Zeit verstand ich sie schon ein wenig, denn ich fragte manchmal auch die Schüler nach diesem oder jenem Worte.

Mit den Schülern vertrug ich mich gut, und der Unterricht verlief meistens normal, es gab wenig Schwierigkeiten mit der Disziplin. Es waren ja auch wenige Schuler, dennoch mußte ich immer auf der Hut sein, besonders bei den älteren aus der vierten Klasse. Es waren schon halbwüchsige, immer auf Scherz bedachte Jungen, von denen manche größer als ich waren.

Ich erinnere mich an einen Ausflug in die Felder und wie einige von den Großen sich über mich lustig machten, auf den Knien herumrutschten und riefen: „Wo ist denn unsere Lehrerin?“ Alle lachten. Ich war bemüht, mich mit der Jugend anzufreunden, gesellte mich zu ihnen, wenn sie sich abends am Ende des Dorfes auf einem freien Platz versammelten, Ball oder andere Spiele spielten, auch sangen; leider waren es meist mir unbekannte Lieder. Es tat mir leid, aber wir kamen uns nicht näher – ich war und blieb der fremde Eindringling.

Schon bald nach meiner Ankunft fand in der Schule eine Versammlung aller Dörfler statt, an der einige Vertreter aus dem Rayonzentrum, aus dem Dorfsowjet von Nummer Drei und auch die Leningrader 25-Tausendler teilnahmen. Mich hatte man auch gebeten, zugegen zu sein, ich sollte sogar sprechen. Ich fühlte mich sehr unsicher, denn ich wußte ja überhaupt nicht, was ich da sagen sollte. Es ging an jenem Abend ziemlich laut her, das Schicksal so manches Bauern wurde entschieden. Etwas später mußten aus diesen Siedlungen ganze Familien fortziehen, die man enteignet hatte und irgendwo nach dem Norden brachte.

Damals lernte ich auch den Funktionär Bellendier kennen. Er war aus Engels gekommen und bemühte sich, die Stimmung unter der Jugend aufrechtzuerhalten. Gewiß vertrat er die Idee der allgemeinen Kollektivierung, war bemüht, den Menschen die Notwendigkeit dieser Aktion klarzumachen u. dgl.

Er war ein junger Mann von 27 Jahren, und trotz seiner schlechten Gesundheit (war lungenkrank, hüstelte immer) war er lebenslustig, ein Optimist, der an die glückliche Zukunft glaubte. Er war überzeugt, daß bei uns alles gut werden müsse und wir auf dem richtigen Wege seien. Er sprach schlecht russisch, aber liebte russische Volkslieder und Romanzen. Einige habe ich damals von ihm zum ersten Mal gehört; er hatte eine schöne Baritonstimme und sang gern. Die Liebe zur Poesie und zu schönen Liedern verband uns. Er kam einige Male zu mir herüber, und wir saßen abends vor der Schule, unterhielten uns oder sangen. Er fröstelte meist, obgleich er immer eine dicke handgestrickte Jacke mit großem Kragen anhatte. Er schimpfte öfters über diesen Kragen, der ihm wie ein Kummel, wie er ihn nannte, einzwängte.

Als seine Frist abgelaufen war und er sich auch immer schlechter fühlte, fuhr er nach Engels zurück. Möglicherweise ist ihm, seiner kranken Lunge wegen, so manches erspart geblieben.

Ich glaube, es war Anfang Mai, als wir Lehrer aus allen Siedlungen in die Schule von Nummer Fünf zu einer Beratung zusammengerufen wurden. Der Lehrer dieser Schule war sozusagen der Älteste und für den Unterricht in den Siedlungen verantwortlich. Ich kann mich leider kaum an ihn entsinnen: ein ällicher, gut aussehender, intelligenter Mensch, der etwas lahmt und schon lange in dieser Schule tätig war. Diese Beratung zog sich in die Länge. Jeder von uns berichtete von seiner Schule und den Schwierigkeiten, die die Arbeit hemmten. Zum Schluß machte unser Vorsitzender uns mit einigen neuen Anweisungen bekannt und gab uns Ratschläge, wie wir den Schuljahresabschluß gestalten sollten.

Da die Beratung ziemlich lange gedauert hatte, sorgte unser Wirt auch für einen Imbiß.

Damals erfuhren wir auch, daß in Nummer Sieben ein neuer Lehrer aus Engels, Heinrich Pankratz, als Ersatz für einen Verhafteten gekommen war. Er war mir dem Namen nach bekannt, da er mit meinem Bruder im Kooperativ-Technikum gelernt hatte und wegen amoralischen Betragens ausgeschlossen worden war. Es war ein großer, starker, rothaariger Mensch, ein Mennonit, und hatte es insofern leichter als wir, da er diesen Dialekt gut sprach.

Es war schon Nachmittag, als wir aufbrachen, und da wir es ziemlich weit hatten, beeilten wir uns und gingen in verschiedenen Richtungen auseinander. Ich mußte durch ein Gehölz, über einen kleinen Fluß. Schon während der Sitzung war H. Pankratz bemüht, sich mir zu nähern, und jetzt bot er mir seine Begleitung an, was mir gar nicht lieb war, denn ich wollte allein eiligst fort. Ich sagte es ihm, ließ ihn stehen und ging meines Weges. Er war mir unsympathisch, sicherlich spielte dabei sein schlechter Leumund eine Rolle; es hieß, er habe eine Studentin mit einem Kinde verlassen.

Es war so schön im Wäldchen, das frische Grün, die wunderbare würzige Luft, alles war so herrlich, und ich fing an zu singen, erfreute mich an der schönen Natur. Auf einmal schreckte ich zusammen – hinter einem Baum trat etwas Rotes, Sandfarbiges, Großes auf mich zu. Alles an diesem Menschen schien rot-gelb zu sein... Sein Lachen war unangenehm – habe ich dich doch überrumpelt – schien er zu sagen! Gewiß, er kannte sich hier ja gut aus, war einen anderen Weg gegangen, hatte mich überholt und kam mir nun entgegen. Es war eine unangenehme Überraschung, und ich mußte denn wider Willen mit ihm gehen. Für mich war das gar kein angenehmer Spaziergang, und all meine Freude über die schöne Natur war verflogen.

Als wir uns dem Fließchen näherten und er eigentlich hätte Zurückbleiben müssen, da seine Siedlung in entgegengesetzter Richtung lag, stieg er dennoch ins Boot, fuhr mit mir herüber und begleitete mich auch weiter übers Feld. Worüber wir den ganzen weiten Weg gesprochen haben, weiß ich nicht mehr, ich wollte ihn irgendwie loswerden, wollte nicht, daß er im Dorfe gesehen werde. Aber er ließ sich einfach nicht abweisen und wollte mich unbedingt bis zu meinem Zimmer begleiten. So mußte ich mit ihm durch das ganze Dorf, über den Schulhof gehen und ihn auch noch in mein Zimmer bitten.

Es war ein sonderbarer Abend, den wir da verbrachten. Da ich empört war, daß er, obwohl ich es nicht wollte, in mein Zimmer gekommen war, wurde ich schweigsam, antwortete nur unlustig auf seine Fragen und war bemüht, ihn auf Distanz zu halten. Es wurde Abend, die Zeit des Abendessens war schon vorüber, es begann zu dunkeln, der Mond schien hell ins Fenster, aber mein ungebetener Gast wollte und wollte nicht gehen. Umgekehrt, er wurde zudringlich, ich wich ihm immer wieder aus und wehrte mich so gut ich konnte. Als er begriff, daß da nichts zu machen sei, ging er endlich, aber in der Hoffnung, daß wir uns bald wiedersehen würden. Als die Tür hinter ihm ins Schloß fiel, war ich heilfroh und wiederholte immer wieder — es war sein erster und letzter Besuch, der kommt mir nie wieder ins Haus! Das habe ich auch durchgesetzt. Später war ich immer auf der Hut. Sonnabends und sonntags, wenn ich zu Hause war, hing ein Klappschloß an der Tür und der Schlüssel an meinem Gürtel. Er aber gab die Hoffnung nicht auf, versuchte mich noch einige Male zu besuchen, aber sobald ich ihn zum Dorfe hereinkommen sah, klappte ich das Schloß zu und versteckte mich. Gewöhnlich ging er die Straße auf der einen Seite entlang, dann zurück zur Schule, die Tür war verschlossen, und er mußte wieder gehen.

Einmal hatte ich Pech, hatte ihn verpaßt und traf ihn schon auf dem Schulhof, da aber der Schlüssel und das Schloß am ständigen Platz waren, entschuldigte ich mich, ich müsse nach Nummer Drei gehen, wo man mich erwarte. Er begleitete mich zum Dorfe hinaus, wollte mir weiter Gesellschaft leisten, aber dieses Mal bestand ich darauf, daß er nach Hause ginge, da wir gerade am Kreuzwege waren — ich mußte nach links, er — nach rechts. Wieder sagte er: „Bis zum nächsten Mal“, und jeder ging seines Weges. Als er außer Sicht war, setzte ich mich ins Gras und wartete geraume Zeit, dann ging ich ins Dorf zurück, aber nicht die Straße entlang, sondern durch die Hintergärten.

Es hatte sich dennoch bald herumgesprochen, daß die Lehrerin sich vor ihrem Verehrer verstecke, was ihm sicher zu Ohren kam, denn später belästigte er mich nicht mehr. Unsere Wege haben sich auch nie wieder gekreuzt.

Es war schon Mitte Mai, als ich einmal zur Verwaltung nach Nummer Drei ging und mir auf halbem Wege unser Briefträger entgegengefahren kam. Er hatte für mich einen Brief. Ich schrie vor Freude auf, denn ich erkannte sofort Vaters Handschrift. Ein Brief von Vater, also ist er zu Hause, ist frei! Ich konnte mich der Tränen nicht erwehren, setzte mich am Wegrand nieder und las die Zeilen immer wieder. Man hatte ihn zeitweilig freigelassen, er mußte sich durch Unterschrift verpflichten, daß er die Stadt nicht verlassen werde. Er schrieb mir nicht viel, hoffte auf meine baldige Rückkehr, und dann könnten wir über alles sprechen. Er schickte mir ein Gedicht, das er für mich geschrieben hatte:

Lern's beizeiten und merk es gut:
Nichts bleibt ewig gemeinsam.
Liebe ist Drängen von Blut zu Blut,
Bald erlischt auch die loderndste Glut,
Und dein Ende ist einsam.
Such keine Heimat, bau kein Nest —
Kann keinem Wanderer taugen.
Deines Herzens armseligen Rest,
Wahre ihn dir, halte ihn fest.
Sehnsucht hat blinde Augen.

Ich las diese Zeilen einige Male, sie gefielen mir, hab sie behalten, und sie waren ein gewisses Motto für mein weiteres Leben.

Dann kam das Ende des Schuljahres, endlich die Ferien, und wir konnten nach Hause fahren. Damit wir im Herbst wieder zurückkommen mußten, gab man uns keine Bescheinigung, daß wir als Lehrer hier gearbeitet hatten, aber damit konnten sie uns nicht halten. Wir blieben alle drei in Saratow und versuchten, weiter zu lernen, leider gelang es nicht allen. Auch war es nicht leicht, eine Arbeit zu finden, da die Arbeitslosigkeit in den Jahren 1930/31 sehr groß war. Ich hatte weder Zeit

noch Gelegenheit, mir um Arkadak Sorgen zu machen, denn in den nächsten Wochen überstürzten sich die Ereignisse so, daß wir gar nicht zur Besinnung kamen.

Anfang Mai war Vater ganz unerwartet nach Hause gekommen. Nach drei Monaten Haft hatte man ihn, auf eine Unterschrift hin, die Stadt ohne Erlaubnis nicht zu verlassen, freigelassen.

Die Freude war groß. Die Kleine erkannte ihn aber nicht so gleich, da ihm ein großer Bart gewachsen war. Das war ja selbstverständlich, da man ihm damals das Rasiermesser abgenommen hatte. Vater ließ sich dann auch mit dem Bart fotografieren.

Wie schon erwähnt, sorgte Vater sich sehr um seine Mädchen, und sobald er auf freiem Fuße war, war er bemüht, sich um sie zu kümmern.

Mit Erlaubnis fuhr er nach Leningrad, wo Else ihr erstes Schuljahr in einem deutschen Dorfe, unweit der Stadt, beendete. Es war Vaters zweiter Besuch Leningrads, aber dessenungeachtet wurde er später beschuldigt, im Ausland gewesen zu sein und Spionage getrieben zu haben.

Vielleicht verspätete sich Vater etwas und war nicht zeitig genug zurück, denn noch während seiner Abwesenheit kam ein Beamter in Zivil und wollte ihn sprechen. Da Vater nicht zu Hause war, nahm er Mama mit in die GPU. Der Schrecken und die Aufregung war groß, denn die Jungen blieben mit der Kleinen allein. Zum Glück kam Mama am nächsten Tage zurück, man hatte sie über Nacht dabehalten, hatte einmal wieder seine Macht demonstriert und uns Angst eingejagt.

Sobald die Ferien begannen, brachte Vater seine Älteste nach Hause. Mit ihnen kamen auch der sechsjährige Shora, Tante Emmas Sohn, bei der Else den Winter über gewohnt hatte.

Etwas später besuchte Vater auch seine Verwandten in Marxstadt und bat seine Schwester Anna, mit seiner Ältesten, seinem Liebling, einem immer etwas eigensinnigen, schwer lenkbaren Mädchen, über dieses etwas heikle Thema zu sprechen, sie irgendwie darauf vorzubereiten, vor falschen Männern zu behüten. Tante Anna führte später mit Else ein solches aufklärendes Gespräch, fand aber wohl leider nicht die nötigen Worte, und es kam zu keiner vertraulichen Unterhaltung, wie mir meine Schwester sagte.

Vaters innigster Wunsch war, daß seine Kinder weiter lernten, einen Hochschulabschluß in der Tasche hatten und ihn so überflügelten. Denn ihm, dem armen Bauernsohn, war es nicht beschieden, obgleich er viel gelernt und es mit seiner Strebsamkeit und Ausdauer weit gebracht hatte.

Else hatte schon im vergangenen Herbst ihr Glück am Institut für Chemische Technologie versucht, aber die Aufnahmeprüfung nicht bestanden.

Im Sommer 1930 verkündete man, daß alle Absolventen der Mittelschule vom Frühjahr 1930 ohne Aufnahmeprüfung in die Hochschulen aufgenommen werden, man achtete nur auf die soziale Herkunft. Vorrangig wurden Arbeiterkinder, dann Kinder von armen Bauern angenommen, und erst dann kamen Kinder von Lehrern an die Reihe. Also hatten wir ein gewisses Vorrecht und konnten hoffen, im Herbst 1930 immatrikuliert zu werden. Kaum aus Arkadak zurück, begann ich alle nötigen Papiere zu beschaffen. Mein Wunsch war, wieder nach Leningrad zu gehen und dort Chemie zu studieren. Ich schickte ein Gesuch mit allen nötigen Unterlagen an die Leningrader Universität. Leider kam nach einiger Zeit eine Absage, da es dort einen großen Andrang gab, und die Kinder der Lehrer erst in vierter Reihe kamen. Möglicherweise war auch die Abiturientin dem Foto nach zu unsolid.

Es waren ruhelose Wochen, die wir damals zusammen verbrachten, denn zu beliebiger Zeit konnten sie wieder kommen und nicht nur Vater mitnehmen, sondern auch einiges beschlagnahmen (in der Stadt wurde viel davon gesprochen). Tante Irene war behilflich, einige Sachen wie Vaters Pelz und andere wertvolle Dinge fortzuschaffen und bei Bekannten unterzubringen. Vaters „Bündel“ lag immer bereit. Damals hatten unsere Eltern den Entschluß gefaßt, Saratow zu verlassen. Es wurde ihnen schwer, aber es war eine Frage des Überlebens. Zum Abschied von unserem Zuhause ließen wir uns alle zusammen das letzte Mal fotografieren.

Es war beschlossen, daß die Ältesten – Else und Richard – noch im Herbst nach Leningrad gingen, wo Verwandte wohnten, die helfen konnten. Tante Irene war bemüht, Vater dabei zu

unterstützen, und versprach, uns dort so gut als möglich behilflich zu sein. Überall im Lande herrschte eine große Arbeitslosigkeit. Viele Menschen standen stundenlang beim Arbeitsamt an und warteten darauf, irgendeine Arbeit zugewiesen zu bekommen.

Jefim Grigorjewitsch Warnin, Tante Irenes Mann, konnte uns in Leningrad behilflich sein, da er irgendwo einen verantwortlichen Posten innehatte.

Anfang August kamen sie wieder. Obgleich wir vorbereitet waren und mit Schrecken darauf warteten, waren wir bestürzt, als sie wieder auftauchten.

Es war ein schöner Nachmittag, an dem zwei Männer in Zivil ohne Haussuchung und Beschlagnahmung Vater abholten. Sie nahmen nur die letzten Manuskripte und die Papiere, die auf dem Tische lagen, mit. Und wieder war Hermine bei uns zu Gast – da sie mit Else eng befreundet war, war sie auf einige Tage zu uns gekommen. Man hieß die beiden Mädchen mitkommen, was uns alle noch zusätzlich aus der Fassung brachte.

Als die Tür hinter ihnen ins Schloß fiel, saßen wir wie gelähmt. Wir hatten diesen schlimmen Augenblick schon lange erwartet, und dennoch kam alles so unvermittelt, und das schrecklichste war, daß man auch noch die Mädchen mitgenommen hatte. Sie kamen spät abends zurück, man hatte sie warten lassen und dann ausgefragt. Besonders von Else wollte man wissen, ob Vater im Ausland gewesen sei u. dgl., und dann hatte man sie gehen lassen. Aber der Schrecken saß tief!

In den nächsten Tagen reisten Else und Shora ab, etwas später verließ uns auch Richard. So blieb ich mit Mama, Hugo und der Kleinen allein. Hugo war Schüler der siebenten Klasse; Mama mußte noch einen Winter lang abends den Lehrkursus besuchen, damit sie die Möglichkeit habe, in diesem Fache zu arbeiten.

Ich war auf der Suche nach Arbeit, war beim Arbeitsamt als Kontoristin registriert und mußte warten, bis sich für mich etwas finden würde.

In unserem Hause blieben wir nicht lange allein, da man Vaters Arbeitszimmer beschlagnahmte und eine Untermieterin bei uns einquartierte. Es war ein kleiner Raum, in dem nur das Bett der Eltern und das Bettchen der Kleinen, ein Schreibtisch und zwei Bücherregale Platz hatten, da der große Backofen, der vom Vorraum aus geheizt wurde, fast das halbe Zimmer einnahm. Die neue Bewohnerin, eine alte Frau, war die Mutter eines Angestellten, der im Hause zur Straße wohnte und es sich bequem machte, indem er sie bei uns einquartierte. Man brauchte doch auf die Familie eines Verhafteten keine Rücksicht zu nehmen!

Wir aber konnten uns des Eindrucks nicht erwehren, man habe diese alte Frau bei uns als Beobachter untergebracht, wir fürchteten uns und waren bemüht, in ihrer Gegenwart nicht über Vater zu sprechen. Möglicherweise war dieses Mütterchen ganz harmlos, aber die Angst und das Mißtrauen zu unseren Mitmenschen saßen schon zu tief in uns. Auch hatte Vater uns gewarnt, wir sollen uns niemandem anvertrauen und uns hüten, mit Fremden zu sprechen und Gedanken auszutauschen. Man dürfe jetzt leider niemandem, nicht einmal Bekannten, trauen... Er erzählte uns von einem traurigen Vorfall, nannte aber den Namen des Genossen nicht. Sie fuhren aus Engels nach Saratow mit dem Schlitten übers Eis der Wolga; das Wetter war schön, und die guten Bekannten stiegen ab, um eine Strecke zu Fuß zu gehen. Sie waren allem, der Fuhrmann war weit von ihnen entfernt und konnte nichts von ihrem Gespräche hören. Sie diskutierten über die Kollektivierung, die in vollem Gange war. Vater war mit der Willkür, mit der man viele Bauern enteignete und andere wieder gleichsam mit der Peitsche in die Kollektivwirtschaften trieb, nicht einverstanden und äußerte das gegenüber seinem Bekannten. Alles, was er damals, als sie über die Wolga gingen, sagte, war wörtlich in seinen Akten aufgeschrieben. Also hatte der alte Bekannte gute Arbeit geleistet.

Ich weiß nicht recht, wann Vater aus der Partei austrat; da er diese Willkür, die gewaltsame Kollektivierung und das Vorgehen gegen die Kirchen nicht dulden und rechtfertigen konnte, legte er eines Tages sein Parteibuch auf den Tisch des Parteisekretärs und erklärte, daß er weiter nicht mitmachen könne, sie sollten künftig ohne ihn auskommen.

Nachdem man Vater Anfang August wieder abgeholt hatte, brachte man ihn ins Gefängnis in der Moskauer – heute Lenin-Straße, unweit der Universität. Das Gefängnis („das große rote Haus“, wie unsere Kleine es nannte) war überfüllt, aber man brachte wieder und wieder neuen Nachschub, nicht nur aus Saratow und Engels, sondern auch aus verschiedenen Rayons der ASSRdWD. Ich glaube, Gefängnisse gab es auch anderswo, aber das Saratower war das Zentralgefängnis

In jenen Monaten wurden überall „Aufwiegler“ und „feindliche Elemente“ gesucht und auch gefunden. Es war eine unruhige Zeit, viele wurden „abgeholt“, unter ihnen auch Bekannte von uns.

Der Chefprovisor der ASSRdWD Konstantin Adamowitsch Kissner, dessen ältester Sohn Rudolf mit mir im März 1930 vorfristig die Schule absolviert und in einem Dorfe gearbeitet hatte, jetzt aber auch zu Hause war, wurde eines Tages in Engels von der Arbeit abgeholt und nach Saratow zurückgebracht. Auf dem Dampfer traf er einen Bekannten, konnte aber mit ihm nicht sprechen; obgleich er ohne Handschellen, in Begleitung zweier Männer in Zivil war, sah man gleich, daß er verhaftet war. K. A. Kissner zog seine goldene Taschenuhr mit einer Goldkette hervor, zeigte dem Bekannten die Zeit, es war etwas nach zwölf, mit einer Handbewegung sandte er den Seinigen einen Gruß.

Sobald die Familie von seiner Verhaftung erfahren hatte, suchte der Sohn ihn auf und brachte dem Vater das Nötigste ins Gefängnis.

Etwas später übergab er ihm auf seine Bitte hin einen Riemen für die Hosen. Warum der Diensthabe ihn annahm und auch weitergab – war es aus Versehen oder war es ein junger, noch unerfahrener Mensch? Wie es denn auch sei, der Riemen gelangte in K. A. Kissners Hände. Als der Sohn das nächste Mal mit einem Päckchen kam, sagte man ihm, sein Vater sei an Herzschwäche gestorben. Er hatte es da nicht lange ausgehalten.

Nach einiger Zeit versammelten sich die Studenten der medizinischen Fakultät an der Saratower Universität um einen frischen Leichnam. Als man ihn enthüllte, sahen sie mit Schrecken, daß es K. A. Kissner war, den einige von ihnen persönlich kannten und der der Onkel eines dieser Studenten war. So wurde es in der Stadt bekannt, daß K. A. Kissner Selbstmord begangen hatte und die offizielle Version, er sei an Herzschwäche gestorben, gefälscht war.

Später, als man die Sachen des Toten dem Sohne übergab, beschuldigte man ihn am Tode des Vaters, da er ihn gesetzwidrig einen Riemen übergeben habe, an dem er sich erhängt hatte. Rudolf machte sich noch lange Vorwürfe, da er sich extra bemüht hatte, einen guten festen Riemen für seinen Vater zu besorgen.

Die Kleidungsstücke des Verstorbenen, wie Anzug, Mantel, waren an allen Stellen, wo man etwas hätte verstecken können, aufgeschnitten und durchsucht. Dennoch fanden sie einen kleinen Zettel, einen letzten Gruß vom Vater, den die Aufseher nicht gefunden hatten. Er nahm Abschied von den Seinen, schrieb, er sei im Karzer und nicht imstande durchzuhalten. Die goldene Uhr mit der Kette und so auch den massivgoldenen Trauring erhielten sie nicht zurück, diese Dinge waren nirgends vermerkt, und niemand war dafür verantwortlich.

Die traurige Nachricht vom tragischen Ende Paul Raus nahm uns den letzten Glauben, daß dennoch alles wieder gut werden könne.

Paul Rau, ein junger Archäologe mit weltbekanntem Namen, der Leiter des Heimatkundemuseums in Engels war, wurde einige Male in die GPU in der Wolsker Straße vorgeladen. Jedesmal ging er, wie schon üblich war, mit einem „Bündel“, war immer „reisefertig“, aber nachdem er dort hatte warten müssen, ausgefragt worden war, entließ man ihn wieder. Niemand weiß, was man von ihm wollte, über wen er aussagen sollte, dieses Geheimnis nahm er mit sich ins Grab.

Als er eines Tages wieder vorgeladen wurde und nicht erschien, gingen sie ihn holen, trafen ihn zu Hause aber nicht an. Sie fuhren nach Engels ins Museum, dort fanden sie ihn. Im zweiten Saale, der mit verschiedenen Gegenständen aus den Gräbern angefüllt war, hatte er sich aus dem Gebein der Vorfahren ein Gestell errichtet, es auseinander geworfen und war hängen geblieben.

Auch aus Marxstadt kamen traurige Nachrichten, dort hatte man Karl Dreher, den Leiter des Museums, und auch Notar Groß (den „lahmen Groß“) abgeholt und nach Saratow gebracht. Es waren gute Bekannte, aktive Parteimitglieder, die seinerzeit, wie auch unser Vater, nicht wenig zum Siege der Sowjetmacht im Wolgagebiet beigetragen hatten.

Damals wurde in Saratow viel gemunkelt, unser Pädagogikdozent Franz Bach, dieser sympathische intelligente Mensch, sei ein Provokateur, beginne bald da, bald dort ein verfängliches Gespräch und übermittele alles weiter, er habe so manchen auf dem Gewissen.

Alle waren verängstigt, bemüht, nirgends etwas zu äußern, mieden sogar Bekannte. Ein allgemeines Mißtrauen war entstanden, jeder fürchtete sich vor jedem, denn man konnte nicht wissen, ob nicht gerade dieser gute Bekannte ein Spitzel sei.

In jenen Monaten lebten wir in beständiger Sorge um Vater und waren bemüht, ihm das schwere Leben irgendwie zu erleichtern. Wir standen mit Mama des öfteren am Gefängnis, brachten ihm etwas Gutes, Warmes, frische Wäsche, Papier u. dgl.

Alle Gebäude und Zellen im Gefängnis waren vollgepfropft, und an den Tagen, an denen man den Insassen etwas übergeben durfte, waren immer viele Menschen am Tore in der Moskauer Straße. Da standen Hiesige und Auswärtige, Städter und Dörfler, manche kamen von weit her, sie wollten alle ihren Verwandten etwas übergeben. Immer mußten wir stundenlang anstehen, das kostete viel Zeit und physische wie auch moralische Kraft.

Meist standen die Menschen schon beizeiten am geschlossenen „Schalter“ an und warteten geduldig, bis endlich geöffnet wurde. Die Diensthabenden ließen sich Zeit (im Herbst und im Winter froren sie selbst, da noch alles schlecht organisiert war und erst später ein spezielles Wachhäuschen errichtet wurde), waren grob, benutzten die Abhängigkeit der Menschen, durchwühlten die Sendungen, wiesen dies oder jenes zurück, erlaubten sich auch Erpressungen. Man war zu allem bereit, wollte möglichst bald sein Päckchen abgeben, um schneller eine Antwort zu bekommen.

Mama schrieb schon zu Hause mit ihrer schönen Handschrift einen Zettel, auf dem sie alles vermerkte, was wir Vater sandten, auch einige Zeilen über Gesundheit u. dgl. durften dazugeschrieben werden. Meistens gingen wir schon früh aus dem Hause zur Moskauer Straße (wir hatten es ziemlich weit), standen lange an; nachdem unser Päckchen durchsucht, manchmal einiges zurückgewiesen worden (es kam auch vor, daß nicht alles „an den Mann“ kam, irgendwo noch etwas beschlagnahmt wurde) und angenommen war, ging Mama nach Hause; ich blieb stehen und wartete auf Antwort.

Warten mußten wir gewöhnlich lange, wir waren ja auch zu viele. Die Diensthabenden nahmen immer eine gewisse Menge dieser Sendungen an, luden sie auf Karren oder Schlitten und brachten sie fort.

Die anderen standen am geschlossenen Schalter und warteten, bis er wieder geöffnet wurde und die Reihe an sie kam.

Die Diensthabenden ließen sich Zeit, um alles in die verschiedenen Gebäude, Etagen und Zellen zu bringen und auszuteilen. Die armen Gefangenen warteten mit Sehnsucht auf die Sendung von daheim, sie wurden aufgerufen und konnten manchmal aus den Zellen in den Gang gehen, um ihr Päckchen zu erhalten. Dann aßen sie in aller Eile die mitgeschickte warme Speise (die im Winter schon immer kalt war, obwohl wir sie in wollene Sachen verpackten), sahen alles durch, schrieben einen Zettel und beeilten sich, alles schnellstens zurückzuschicken, damit wir nicht so lange zu warten und zu frieren brauchten. Sie durften auch einige Zeilen schreiben: was sie erhalten hatten, wie es ihnen gesundheitlich gehe und was sie benötigten, was wir das nächste Mal bringen sollten.

Da man aber nichts Wichtiges schreiben durfte, waren viele bemüht, auch illegal irgendwie etwas herauszuschicken. Wir untersuchten zu Hause jedes Mal alles, was Vater zurückgeschickt hatte, und fanden so manches Mal eine heimliche Nachricht.

Es war eigenartig, wie Vater unter jenen Verhältnissen in den überfüllten Zellen noch Gedichte verfassen und Erzählungen schreiben konnte. Aber er schrieb und schrieb viel auf schmalen Streifen mit einem Bleistift, sehr fein und recht sparsam, eng, wir konnten diese Zeilen nur mit einer Lupe lesen. Diese Zettel befanden sich des öfteren in den wollenen Socken, an denen die Fersen mit Leinwand benäht waren und einen guten Versteck bildeten.

Vater schrieb Erzählungen und Gedichte, die wir später bemüht waren, in Sicherheit zu bringen. Als wir unser Zuhause in Saratow aufgeben mußten, brachten wir seinen Nachlaß, so auch seine Bücher und wertvolle Schriften, zu Verwandten nach Marxstadt in der Hoffnung, alles später abzuholen. Wir konnten damals nicht ahnen, was uns bevorstand, daß alle, alle vertrieben werden und fast nur das nackte Leben retten können.

So ist leider alles, was Vater geschrieben hatte, verlorengegangen, und wir haben nur einige wenige Verse aus jener Zeit herübergerettet.

Im Winter 1930/31 gab es im Saratower Gefängnis mehrere Fälle von Selbstmord, und Vater schrieb die für uns schreckliche Zeilen:

Stirb zur rechten Zeit

Der Kampf tobt fort in meiner Brust:
Hier um mein Leben, dort ums Glück der Meinen –
Nur ein entschlossener Sprung, ein kurzes Weinen –
Bald schaudert's mich, bald kommt die Lust.
Was viele konnten, ich vermocht es auch.
Es sind die Stärksten keineswegs gewesen,
Die in den Freitod suchten zu genesen,
Was andre taten, ich vermocht es auch.

Vater war immer ein willensstarker Mensch und hielt durch, da er an Gerechtigkeit glaubte und überzeugt war, daß sich trotz alledem noch alles zum Besten wenden werde.

Das zermürbende und menschenunwürdige Einerlei in den überfüllten Zellen gaben Anlaß zu den nächsten Versen:

Ein Nachklang aus der Haft

Wer wollte zu bestimmen wagen,
Was uns die größten Schmerzen bringt.
Sind es die Ketten, die wir tragen,
Der Unsinn, der der Haft entspringt.
Die Langeweile drückt so sehr,
Die Sehnsucht drückt uns noch viel mehr.

Das Heute gleicht so ganz dem Gestern,
Sowohl die Schtschi als auch der Brei!
Die Aufseher sind Zwillingsschwestern,
Wetteifern in der Schweinerei.
Die Ungewißheit gestern, heute,
Wir sind auch morgen ihre Beute.

Und die Gefährten, stets dieselben
Griesgrämig-traurigen Gesichter,
Verhärt, vergrämt sind sie, die gelben,
Nicht hört noch redet dies Gelichter.
Sie wiederkäu'n ohn' Unterbrechen
die zugemuteten Verbrechen.

Wenn ich nicht irre, saß Vater, wie auch die meisten anderen der „Politischen“ im „fünften Gebäude“, das mit seinem Giebel zur Straße stand, natürlich hinter einer hohen Mauer. Die Fenster aus dem Gange konnte man gut von der gegenüberliegenden Straßenseite sehen. Die Gefangenen hatten das bald bemerkt und waren bemüht, irgendwie auf den Gang und an das vergitterte Fenster zu kommen, um ihre Verwandten zu begrüßen, ihnen zuzuwinken. Auch wir standen da einige Male bei schönem Wetter, sogar mit der Kleinen, da Vater sie sehen wollte. Aber diese Möglichkeit des Wiedersehens wurde uns bald genommen; und da es wenig half, wenn die Aufseher die Gefangenen von den Fenstern und die Verwandten von der gegenüberliegenden Straßenseite vertrieben, fanden sie einen einfachen Ausweg – sie vernagelten die Fenster mit Brettern und ließen nur ganz oben einen kleinen Spalt.

Unser Leben verlief einförmig von einem Besuch des Gefängnisses bis zum anderen, alles war grau und hoffnungslos. Manchmal gingen Mama und Frau Dinges in die GPU, um etwas Näheres zu erfahren, aber erfolglos. Genauso erfolglos ging ich zum Arbeitsamt, stand an, aber es gab für mich nichts, es waren damals zu viele Arbeitslose im Lande. Vielleicht strengte ich mich auch nicht genug an, etwas zu finden, denn mir blieb zu wenig freie Zeit. So kam es, daß ich den ganzen Winter 1930/31 am Gefängnis in der Moskauer Straße, unweit der Universität verbrachte, anstatt zu lernen, was viele meiner Mitschüler taten.

Im November erhielten wir die schreckliche Nachricht vom Selbstmord eines Mitschülers. Mischa Frickel, dieser hübsche, von Gesundheit strotzende, lustige Mensch hatte mit seinen 19 Jahren keinen anderen Ausweg aus diesem Durcheinander gefunden.

Er hatte im März 1930 mit mir zusammen vorfristig die Schule absolviert und arbeitete in einem Dorfe als Lehrer. Man beauftragte ihn, am 7. November zum 13 Jahrestag der Oktoberrevolution ein Referat zu halten. Alle waren versammelt, und da er sich verspätete, ging man nachsehen, wo er blieb... Er hatte sich in seinem Zimmer erhängt...

Mir ist nichts Näheres bekannt, ich glaube aber, es ging über seine Kräfte, und er konnte es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, daß er als Lehrer aktiv an der Enteignung der Bauern in seinem Dorfe nicht nur mitwirken, sondern sie ausführen mußte... Sicherlich konnte er diesen Zwiespalt, mit dem er (ein überzeugter Gläubiger) konfrontiert wurde, nicht mehr ertragen.

Dieses trostlose Einerlei und die Hiobsbotschaft von Mischas Tod wirkte sich auf meinen Gemütszustand aus – auch ich war manchmal der Verzweiflung nahe.

Ich erinnere mich an einen schweren Tag, an dem ich mich müde und niedergeschlagen nach Hause schleppte, nachdem ich wieder stundenlang am Gefängnistor mit einer ebenso grauen und erschöpften Menschenmenge gestanden hatte. Es war schon gegen Abend an diesem trüben Tag, als mir in der Nikolskaja-Straße ein junges Paar entgegen kam. Ich sah ihnen betroffen nach und konnte nicht begreifen: Man sah sofort, daß es ein junges Paar war, das eine Familie gründen wollte, sie hatten einiges Hausgerät auf einem kleinen Schlitten und liefen fröhlich plaudernd zu ihrer neuen Wohnung. Es gab also doch noch Menschen, die den Mut hatten, eine Familie zu gründen, jetzt, wo doch so viele von ihnen zerfielen, so viele Menschen obdachlos und heimatlos wurden. Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie hoffnungslos alles war, und um all das Schreckliche zu begreifen, brauchte man nur ein übriges Mal an der Kerkerpforte mit eben solchen müden, schuldlos leidenden Menschen herumzustehen.

Etwas später gab es auch für mich eine kleine Freude, endlich hatte man mich vom Arbeitsamt aus zu einem Lehrgang für Inventarisierung geschickt. Man brachte uns einige Elemente des Zeichnens, der Inventur von Gehöften und deren Planung bei. Im Frühjahr 1931 mußten wir in der Vorstadt von Saratow die Häuser mit ihren Hintergebäuden, Höfen und Gärten vermessen und ihren Plan aufzeichnen. Warum all diese Häuser von neuem vermessen und registriert werden mußten, weiß ich nicht.

Mir gefiel diese Arbeit, sie lenkte mich vom Alltag etwas ab, auch schloß ich neue Bekanntschaften und war unter jungen Menschen.

Leider war es auch nur eine zeitweilige Arbeit, aber ich denke gern an sie zurück, denn ich habe so manches damals dazugelernt, das mir später bei der Arbeit geholfen hat.

Das Frühjahr kam, und noch immer schmachteten die Armen in den überfüllten Zellen, wo es immer unerträglicher wurde. Endlich hieß es, die Gerichtsverhandlungen hätten stattgefunden und sie würden nun fortgebracht.

Es waren größtenteils Vertreter der Intelligenz, auch Fachleute und Bauern. Alle wurden sie damals, wenn ich nicht irre, in Saratow von der „Trojka“ gerichtet und in der Mehrzahl zu drei Jahren Konzentrationslager verurteilt.

Als das Urteil gefällt war und schon von der Verschickung gesprochen wurde, atmeten alle erleichtert auf, denn das ewige Einerlei und die Ungewißheit drückten zu sehr. Jetzt bestand endlich die Hoffnung, aus den dumpfen überfüllten Zellen zu kommen, auch konnte man von einer Rückkehr träumen, denn die drei Jahre würden relativ schnell vorübergehen, da auch die langen Monate der Untersuchungshaft angerechnet wurden.

Vater wurde, wie viele seiner Leidensgefährten, der Konteragation beschuldigt, da er sich einigen Bekannten gegenüber über die allgemeine Kollektivierung ausgesprochen und auch das gewalttätige Auftreten gewisser Funktionäre gegen die Kirche verurteilt hatte. Denn in manchen Dörfern der ASSRdWD ging es sehr ungerecht her, besonders taten sich einige Ausländer hervor. Ein gewisser Kamphausen bedrohte die Bevölkerung mit dem Revolver und ließ die Kirchen gewalttätig schließen.

All das war in Vaters Akten vermerkt, und er wurde laut Paragraph 58, Punkt 11 zu drei Jahren verurteilt.

Mit Vater saß viele Wochen der Saratower Pastor Behning in einer Zelle, der schon drei Jahre im Gefängnis gesessen hatte und den man nun zu weiteren drei Jahren verurteilt hatte.

Er soll diese „Trojka“ um zehn Jahre gebeten haben, daß er wenigstens eine Zeitlang Ruhe habe, denn es wiederholte sich alles immer wieder.

Frau Dinges war bemüht, ihrem Mann das Los zu erleichtern. Sie hatte sich mit dem Untersuchungsrichter angefreundet, aber leider half das nichts. Professor Dinges wurde ebenfalls der Konteragation beschuldigt, gemäß Paragraph 58, Punkt 11 zu drei Jahren Konzentrationslager verurteilt und kam mit Vater in das Lager bei Solikamsk an der Wischera.

Vor dem Abtransport hatten Mama und Frau Dinges die Erlaubnis zu einem Wiedersehen erhalten, Vater wollte die Kleine gern sehen, aber Mama nahm das Kind nicht mit, weil sie ihm die Erschütterung ersparen wollte. Alle rüsteten die Ihren mit dem Nötigsten aus, waren darauf bedacht, ihnen so viel wie möglich mitzugeben, denn es ging ja so weit fort, und auf lange – andererseits sollte es so wenig wie möglich sein, da sie doch selbst alles tragen mußten.

An einem schönen sonnenklaren Nachmittag verließen die Häftlinge das Gefängnis und marschierten in Reih und Glied, ihr Gepäck über die Schultern, zum Bahnhof. Es war traurig mit anzusehen, wie diese Masse bleicher, gelbgesichtiger Menschen sich langsam in Bewegung setzte. Es war ein langer, langer Zug.

Auf dem Platz vor dem Bahnhof hieß man sie hinknien, um sie besser zu überblicken und zählen zu können. Es waren ihrer so viele, daß sie vielleicht nicht einmal wußten, wieviel es waren, denn sie wurden ja der Liste nach in die Lager abtransportiert.

Wir sahen nicht, wie sie dann in Viehwagen verladen und fortgebracht wurden.

Lange hatten wir keine Nachricht, dann endlich kam eine Karte von Vater aus dem Lager bei Solikamsk an der Wischera. Er arbeitete im Walde, die Verhältnisse waren sehr schwer, und nicht alle überlebten.

Professor Dinges erkrankte und starb noch im Herbst 1931 an Flecktyphus, alle Bemühungen seiner Frau hatten ihn nicht retten können.

Es war Anfang des Sommers 1931. Wir hatten Vater bei seinem Abtransport ins Lager begleitet, konnten fürs erste weiter nichts für ihn tun und mußten nun überlegen, wie es weitergehen sollte. Da wir schon früher beschlossen hatten, hier in Saratow alles aufzugeben und nach Leningrad zu gehen, machten wir uns an die Auflösung unseres Haushaltes. Es war für uns schwer, von hier fortzugehen, es mußte aber sein.

Wir machten uns Sorgen um Vaters Bibliothek, die wir mit Hilfe der Neffen nach Marxstadt brachten. Die Bücher waren in 13 Kisten verpackt und auf den Boden unseres Hauses gebracht worden.

Besonderen Wert hatten für Vater die kompletten Nummern der Saratower „Deutschen Volkszeitung“ (es waren fünf Jahrgänge 1906–1911) und auch des „Kolonisten“ (alle 200 Nummern von April 1917 bis September 1918) – sie lagen gebunden auf dem Schrank. Diese Zeitungen brachten wir nach Engels zu Vaters Neffen – Adolf Fjodorowitsch Sabelfeld, Parteimitglied, der einen verantwortlichen Posten in der Druckerei oder Redaktion der „Nachrichten“ innehatte. Leider wurde er später, ich glaube 1937, auch abgeholt und „auf der Flucht“ erschossen.

Der Zerfall einer Familie, die Auflösung eines Haushaltes geht immer mit großem Verlust vor sich, so wurde vieles spottbillig verkauft, einiges verschenkt, anderes ganz einfach zurückgelassen... Zu all dem erkrankte ich schwer an Dysenterie mit hoher Temperatur, hatte aber leider keine Zeit, um die langwierige Kur zu beenden. Anfang August 1931 fuhr ich, noch nicht völlig genesen, nach Leningrad.

Ich fuhr als erste, tun alles zu regeln und die Ankunft von Mama und den Kindern vorzubereiten.

Wie Tante Irene versprochen hatte, nahm mich Jefim Grigorjewitsch zeitweilig auf und verhalf mir auch zu einem Arbeitsplatz im Werke „Konstruktor“.

V

Im Herbst 1932 wurden wieder Arbeiter und Arbeiterkinder mit Mittelschulabschluß ohne Aufnahmeprüfung in die Hochschulen aufgenommen. Ich versuchte abermals mein Glück, da ich seit August 1931 in dem kleinen Werke „Konstruktor“ arbeitete, und wurde Studentin der Maschinenbauakademie des Leningrader Polytechnischen Instituts (LPI). Der Unterricht wurde nach dem sogenannten Fünftagesystem durchgeführt, d. h. wir studierten fünf Tage, dann arbeiteten wir fünf Tage in der Praxis.

Das LPI hatte einige sogenannte Basisbetriebe, in denen die Studenten arbeiteten. So wurde ich mit vielen anderen in einen dieser großen Basisbetriebe, die Maschinenbaufabrik „Swerdlow“ übernommen, was für mich, wie sich schon bald herausstellte, noch von Bedeutung sein sollte.

Das Studium fiel mir schwer, aber ich strengte mich sehr an, nutzte jede freie Stunde, um in Mathematik mitzukommen. Leider konnte ich das Fach nicht bewältigen, möglicherweise spielten dabei auch meine Schüchternheit und die noch immer mangelhaften Kenntnisse der russischen Sprache eine Rolle. Wie dem auch sei, Ende des ersten Semesters hing im Dekanat eine lange Liste der Studenten aus, die das Studienziel nicht erreicht hatten und exmatrikuliert wurden, unter ihnen auch ich. Es traf mich schwer, denn ich hatte mich sehr bemüht und fleißig gelernt, was mir später noch von Nutzen war. Im Pädagogischen Institut hatte man mich so manches Mal wegen meiner guten Kenntnisse in Mathematik gelobt.

Im Lande fand damals eine „Reinigung der Partei“ statt. Überall wurden Versammlungen abgehalten, bei denen es sehr laut herging und das Schicksal so manches Parteimitgliedes entschieden wurde. Im Zusammenhang mit dieser Maßnahme wurde schon Ende Dezember und Anfang Januar 1933 in Leningrad von einer Aktion gesprochen, die zur „Reinigung“ der Stadt von verdächtigen Einwohnern führen sollte, es wurden neue Pässe eingeführt Um niemanden auszulassen, wurden spezielle Mandatkommissionen gebildet.

Die große Aktion begann in den Betrieben, in denen es Tausende von Arbeitern gab. In jedem arbeitete eine solche Mandatkommission, von der das Schicksal der Menschen abhing.

Ich erinnere mich noch gut an den Vorsitzenden dieser Kommission in unserem Werk, der mein Schicksal entschieden hat. Es war ein noch junger Mann in Militäruniform mit großen dunklen Augen, mit denen er mich durchdringend ansah, als wolle er mich bis ins Innerste durchschauen. Er fragte mich immer wieder, warum ich in Leningrad sei, was ich da wolle, riet mir, nach Saratow zurückzugehen... Ich hielt seinem Blick stand und wiederholte, daß ich in Leningrad studieren wolle, daß ich deshalb hergekommen sei und im Werke arbeite. Ich überzeugte ihn, und nach einigem hin und her gab er mir die Genehmigung für einen neuen Paß.

So kam es, daß ich eine der ersten in unserer großen Wohnung war, die einen neuen Leningrader Paß bekommen hatte.

Alle Einwohner der Stadt, die in kleinen Betrieben und verschiedenen Einrichtungen arbeiteten, sowie die Hausfrauen und Rentner bekamen ihre Pässe von der entsprechenden Hausverwaltung, in der ebenfalls eine Mandatkommission arbeitete.

In unserer Hausverwaltung war leider schon jemand übereifrig gewesen und hatte der Kommission gemeldet, daß der Mann von A. A. Schimpf im Konzentrationslager sei. Wir waren überzeugt, daß da unser Nachbar Nikolai Iwanowitsch Jegorow, ein immer wichtigtuender Mensch, ein Parteimitglied, seine Hand im Spiel hatte. So kam es, daß die Mandatkommission Mama statt der Erlaubnis für einen neuen Paß eine Anweisung überreichte, laut der sie Leningrad im Verlaufe von 48 Stunden zu verlassen hatte. Das kam für uns völlig unerwartet, da die Frist von Vaters Verbannung ja schon abgelaufen war, aber wir konnten nichts beweisen, nichts ändern und mußten ihr helfen, sich zu rüsten und zu packen.

Ende Februar begleiteten wir sie mit der Kleinen zum Zug nach Samara zu ihren Verwandten. Wir machten uns Sorgen, wie sie denn in Moskau allein mit dem vielen Gepäck und dem Kinde zurechtkommen werde.

Ich machte mir Vorwürfe, daß ich sie allein fortließ, wollte hier alles aufgeben und mit ihnen fahren, aber Onkel Sascha, Mamas jüngster Bruder, und auch Tante Emma hielten mich davon ab, ins Ungewisse zu fahren, wo ich doch von Leningrad aus meinen Lieben besser behilflich sein könne.

Als wir vom Bahnhof zurückkamen, fanden wir für Mama ein Telegramm von Vater vor, in dem er mitteilte, daß er frei und auf dem Wege nach Samara sei, da ihm die großen Städte wie Leningrad verboten waren.

Die Freude war groß – Vater wieder auf freiem Fuße, auf dem Wege in die Heimat, an die Wolga – dennoch weinte ich bitterlich, konnte mich nicht beruhigen... Vater war frei, hatte aber kein Zuhause mehr! Ich habe mir damals immer wieder Vorwürfe gemacht, daß wir seinerzeit aus Saratow fortgegangen waren und alles dort aufgegeben hatten! Vater kam zurück und hatte keine Bleibe mehr...

Auch hatte ich Mama mit der Kleinen fortgelassen... Es waren schwere Stunden, in denen mich Gewissensbisse quälten; es half mir wenig, daß ich von der Notwendigkeit alles Geschehenen überzeugt war. Ich hatte dennoch versagt.

Am 2. März 1933 traf Alwuscha mit ihrem Kinde in Samara ein, wo sie von ihren Verwandten herzlich aufgenommen wurde, obgleich es ein trauriges Wiedersehen war. Als erstes brachte Tante Maria sie in ihrem kleinen Zimmer im zweiten Stock in der Samarskaja-Straße, nahe dem Markt, unter. Später, als die Nachricht von Vaters Entlassung und seiner Ankunft in Samara eintraf, entschied sich ihr Bruder Heinrich Schimpf, der Schwester ein kleines Zimmer in seiner Wohnung zu überlassen.

Groß war die Freude, als sich die beiden „Schiffbrüchigen“ am 18. März 1933 am Bahnhof von Samara trafen. Vater freute sich sehr, daß ihn die Kleine sofort erkannte und auf ihn zugelaufen

kam, obgleich es ein schüchternes Kind war Am nächsten Tage, dem 19. März, feierten sie Fritzis fünften Geburtstag.

Nun waren sie wieder beisammen, aber die Not war groß, denn im Lande fehlte es an allem. Noch immer war es schwer, Arbeit zu finden, in der Stadt waren Lebensmittelkarten eingeführt worden und in vielen Dörfern hungerte die Bevölkerung. Diese Not auf dem Lande war in erster Reihe durch die allgemeine Kollektivierung heraufbeschworen worden, dann kam noch die Dürre 1932/33 hinzu, von der das Untere Wolgagebiet und besonders die Ukraine betroffen waren. In diesen Gebieten herrschte wieder eine Hungersnot, und viele verhungerten sogar.

Arbeit mußte nicht nur des Geldes, sondern vor allem der Brotkarten wegen gefunden werden. Als erste bekam Mama mit Hilfe ihrer Verwandten eine Stelle als Rechnungsführerin für 150 Rubel. Vater konnte aber lange Zeit keine Arbeit finden. In Leningrad bekam ich als Arbeiterin 800 g Brot pro Tag und konnte den Meinen jede Woche ein Päckchen mit zwei kleinen Broten (Kirpitschiki), zwei Kilo schicken, was gewiß wenig war, aber ihnen dennoch half, sich über Wasser zu halten. Heute wundert es mich, daß man damals diese Brotpäckchen auf der Post annahm und sie auch heil ankamen.

Mit einem der ersten Schiffe fuhr Vater nach Engels, wo man ihm zu einer Arbeit, einer Übersetzung verhalf; ich glaube – es war A. K. Dulson, der damals Lehrstuhlleiter am Pädagogischen Institut war. Man beauftragte Vater mit der Übersetzung des Lehrbuches „Die Grundzüge des Leninismus“ aus dem Russischen ins Deutsche, für die Studenten der Hochschule.

Es war eine umfangreiche Arbeit, und die Zeit war sehr knapp. Um diese Übersetzung zu beschleunigen, bat mich Vater, ihm behilflich zu sein und die Zitate von Marx und Engels, von denen es in diesem Buche nur so wimmelte, aus dem Original herauszusuchen und sie ihm zu schicken. So arbeiteten wir sehr angestrengt; Vater saß bis spät in die Nacht über dieser Übersetzung in Samara, und ich ging in Leningrad nach der Arbeit im Werk in die Deutsche Bibliothek in der Mochowaja-Straße und schrieb die nötigen, manchmal eine halbe Seite langen oder längeren Zitate aus den Werken von Marx und Engels ab und schickte sie ihm eingeschrieben mit der Post.

Es waren keine leichten Sommermonate für mich, ich hatte überhaupt keinen freien Augenblick, aber sobald wir mit der Übersetzung fertig waren, drängte Vater mich wieder, ich solle nicht noch ein weiteres Jahr verlieren und ans Weiterstudieren denken.

Leider hatte ich keine Zeit mehr, mich auf die Aufnahmeprüfungen vorzubereiten. Noch immer interessierte ich mich für Chemie, wagte mich aber nicht an eine naturwissenschaftliche Fakultät, und so versuchte ich es mit deutscher Philologie am Herzen-Institut, wo ich, wie es Vater schien, einige Chancen hatte. Die Prüfung bestand ich im ganzen nicht schlecht, aber in Russisch bekam ich „ungenügend“ und wurde abgelehnt.

Zu meinem Glück war in Leningrad kurz zuvor noch eine, die dritte Pädagogische Hochschule eröffnet worden, die für die Stadt Lehrer ausbildete. Dieses Pokrowski-Institut befand sich in der Nähe des Smolny und war erst ein Jahr in Betrieb. Es fehlte noch an Studienbewerbern, und so schickte man einige von uns mit allen Papieren aus dem Herzen-Institut dorthin. So kam es, daß ich ab dem 1. September 1933 ganz unerwartet Studentin der Biologischen Fakultät wurde. Später war ich froh, daß alles so gekommen war, denn ich fand Interesse an diesem Fache und habe es dann weit gebracht. Das erste Semester war für mich sehr schwer, da ich ja selbstverständlich wegen des „Ungenügend“ bei der Aufnahmeprüfung kein Stipendium bekam. Ich verdiente etwas Geld mit Privatstunden in Deutsch, die ich der Tochter meiner Schullehrerin A. S. Kornblum, die in demselben Hause wohnte, gab.

Tante Emma unterstützte mich, indem sie mich sonntags, wenn alle zu Hause waren, „durchfütterte“.

Trotz der materiellen Schwierigkeiten lernte ich gut, und bereits nach den Winterferien im zweiten Semester bekam ich, nun schon als vorbildliche Studentin, ein erhöhtes Stipendium.

In Samara hatte sich alles ein wenig gebessert, besonders nachdem Vater im Oktober das Honorar für seine Übersetzung erhalten hatte. Sie atmeten auf, begannen sich wieder einzurichten. Moralisch aber war es schwer, denn noch immer konnte Vater keine feste Arbeit finden, und das erniedrigende Suchen, die Absagen bedrückten ihn sehr. Auch quälte ihn die Abhängigkeit von den Verwandten, denen er mit seiner Familie lästig fallen mußte und sie dadurch beengte.

Etwas leichter wurde es, als er endlich im März 1934 eine Stelle als Deutschlehrer an der Landwirtschaftlichen Hochschule Kinel bei Samara fand.

Die schweren Monate im Gefängnis und im Lager hatten Vaters Glauben an seine Ideale untergraben, es kamen ihm Zweifel.

Manchmal sehe ich vor mir, wie er am Tische in der Küche bei Onkel Andruscha sitzt, den Kopf in die Hand gestützt (in Samara, im Sommer 1934) und sinnend die Frage stellt – wie, wenn Marx sich geirrt hat? Wie es schien, quälte ihn diese Frage sehr, denn alles in unserem Lande war so ganz anders, glich so wenig dem, wofür Marx, Engels und Lenin gekämpft und gelitten haben.

Das Landwirtschaftliche Institut befindet sich in der Nähe der großen Bahnstation Kinel. Unweit der Bahnstrecke liegen die Gebäude und Versuchsfelder des Instituts.

Nach ungefähr 30 bis 40 Minuten Bahnfahrt von Samara aus liegt linker Hand die kleine Bahnstation Sowjety, von da sind es noch 3 km bis zur gleichnamigen Hauptsiedlung der Hochschule. Dort befinden sich die Lehrgebäude, das Studentenwohnheim, die Ambulanz, ein Geschäft und andere Häuser.

In einem dieser Gebäude wohnten die Lehrer und Mitarbeiter des Instituts; auch Vater überließ man ein verhältnismäßig großes Zimmer mit zwei Fenstern im ersten Stock, wohin sie im Frühjahr übersiedelten. Sie machten sich es da gemütlich, wieder wurde so manches angeschafft, und es schien, als werde nun alles gut. Wir freuten uns auf den Sommer, denn ich sollte meine ersten Ferien bei ihnen in Sowjety verbringen. Ich wurde freudig empfangen, Vater war sehr stolz, daß seine Tochter Studentin war, und bemühte sich, mir beim Sammeln verschiedener Pflanzen behilflich zu sein, denn ich mußte während der Ferien ein Herbarium anlegen.

Es waren schöne Tage, die wir zusammen verbrachten, manchmal kam auch Tante Maria aus der Stadt und brachte immer etwas Gutes mit. Wir machten viele Ausflüge in den Wald und auf die Felder, und alle halfen mir, Pflanzen zu sammeln, es gab auch Thymian und Hopfen, die Vater an seine Kindheit erinnerten, und er erzählte so manche Episode aus jener Zeit.

Mit Interesse besahen wir uns die Ruinen der Eisenbahnbrücke, an denen schon alles verwildert und überwuchert war, in der Nähe von Kinel, die über den Fluß „Bolschoi Kinel“ führte und während des Bürgerkrieges von den Weißscheiden gesprengt worden war. Man hatte in einiger Entfernung eine neue Brücke über den Fluß gebaut.

Groß war auch die Freude, als wir mit dem Vater nach Marxstadt fuhren. Wir kamen frühmorgens an und wurden herzlich aufgenommen. Sofort ging es auf den Markt, das ließ sich Vater nicht nehmen. Er traf da so manchen Bekannten und wurde freudig begrüßt. Die Nachricht von Vaters Ankunft lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt.

Kaum waren wir vom Markte zurück, als auch schon Verwandte kamen, um den Bruder und Onkel zu begrüßen. Es war ein freudiges Wiedersehen; Vater war bemüht, sich mit allen zu treffen, alle zu besuchen, zu sprechen.

Die Zeit verging schnell, und schon mußten wir uns auf den Heimweg machen, doch vor der Abfahrt gingen wir auf den Dachboden unseres Hauses, wo Vaters Bibliothek im Kasten verpackt aufbewahrt war. Jeder von uns suchte sich die nötigen Bücher aus. Ich war bemüht, eines der schönen Kinderbücher „Die Puppe“ von Ogesko – für die Kleine zu lindern. Es war ein dickes, mit wunderbaren Bildern illustriertes Buch. Vater war etwas unwillig, wozu ich ein so dickes, schweres Buch mitnehmen wollte, wo es doch so viel Nötigeres zu tragen gab. Ich aber nahm es dennoch mit, da ich meinem Schwesterchen eine Freude bereiten wollte. Ich kann mich nicht mehr recht an unseren Abschied von Marxstadt damals im Sommer 1934 erinnern; Vater ahnte es schwerlich, daß das sein letzter Besuch in der Heimat war.

Ich erinnere mich aber gut an unsere Fahrt mit dem Schnelldampfer: Es war ein schöner, sonnenklarer Tag, wir hatten Fahrkarten in der zweiten Klasse. Unser Gepäck hatten wir im Salon verstaut, ich saß abwechselnd mit einem Buche da oder ging an Deck. Vater ging dort auf und ab und zählte die Kirchtürme, die am linken Wolgaufer, weit über die Bäume herausragten und noch aus der Ferne zu sehen waren. Er freute sich, daß sie noch da waren, daß sie standgehalten hatten!

Es war seine letzte Fahrt auf der Wolga, seinem geliebten Fluß, mit dem sein ganzes Leben zusammenhing!

Einigermaßen beruhigt fuhr ich nach Leningrad zurück, denn meine Lieben hatten sich verhältnismäßig gut eingerichtet. Materiell ging es ihnen auch besser, denn Mama hatte eine Anstellung als Sekretärin und unterrichtete auch einige Stunden deutsche Sprache am Institut. Während der Freizeit beschäftigte sich Vater mit dem Kinde, brachte ihm das Lesen bei, erzählte Geschichten; manchmal tummelten sie sich im Freien. Abends arbeitete er dann bis spät in die Nacht hinein, war bemüht, von neuem die Geschichte des Bürgerkrieges an der Wolga und die Bildung der ASSRdWD aufzuschreiben, da diese Schriften seinerzeit beschlagnahmt worden waren. Auch schrieb er über seine Erlebnisse im Lager.

So lebten sie bei viel Arbeit und gutem Auskommen froh und zufrieden. Im Herbst 1934 gab es dann für Vater noch eine große Freude: Sein Sohn Richard hatte es geschafft und war Student geworden. Es war ihm leider nicht gelungen, seiner Begabung entsprechend in die Akademie der Künste aufgenommen zu werden; ebenso mißlang ihm der Versuch, Arzt zu werden, denn immer störte der fünfte Punkt im Fragebogen – die Frage nach der Nationalität. Nun endlich war er als Student einer technischen Hochschule immatrikuliert, an der Chemie das Hauptfach war. Die Chemie, die er immer am wenigsten gemocht hatte, wurde seine Spezialrichtung! Vater schickte ihm anlässlich dieses Erfolges Geld zu einem Anzug, den er sehr benötigte und der ihm viele Jahre gute Dienste leisten sollte.

Leider währte dieses verhältnismäßig ruhige und glückliche Leben nicht lange. Sobald in Leningrad der Schuß gefallen war, der Kirow hinwegraffte, wurde Vater unruhig, denn er ahnte, daß diese Kugel im Rückprall viele andere Opfer treffen würde.

Später sehnte sich Vater nach diesem bescheidenen Glück, nach seinem letzten Zuhause zurück, was er in einem Sonett wiedergab:

An das Nesthäkchen

Groß war die Freude, groß war unser Glück,
Wenn du voll Stolz der Mutter konnt'st berichten
Vom Lesen, Schreiben und von den Geschichten,
Die Vater dir erzählt. Wie strahlte dann ihr Blick.
Wie wünsch ich mir die Abende zurück:
Volkslieder sangen wir und von Gedichten,
Dabei tat Mami Zubiß uns zurichten.
Kleinfritzchen goß uns Tee ein mit Geschick.

Und dieses bißchen Glück war schon zuviel
Gewissen Leuten, deren niederträcht'ges Ziel,
Aus fremdem Unglück Kapital zu schlagen.
Wie sehnte sich das Kind nach ihrem Vater,
Wie nötig brauchte es ihn zum Berater,
Was schert die Bande sich um solche Fragen.

Der Schuß auf Kirow hatte schreckliche Folgen für unser Land, er traf viele, viele unschuldige Menschen.

Unsere Lehranstalt befand sich im ehemaligen Smolny-Institut für adlige Fräulein, einem Gebäude unweit des Smolny, ganz in der Nähe des Ortes, an dem dieses Unglück geschehen war;

wir bekamen als erste das ganze Durcheinander zu spüren, das begann, nachdem der Schuß gefallen war. Die ganze Umgebung wurde abgesperrt, überall standen Militärs und Milizionäre, die alle kontrollierten und den Mörder suchten! Die Aufregung war groß!

Am nächsten Tage wurden überall Trauermeetings abgehalten; auch wir versammelten uns in der Aula und hörten mit Schrecken vom Attentat und vom Tod Kirows. Es wurde viel gesprochen, viele Verwünschungen gegen den Mörder, der diese schwarze Tat vollbracht hatte, wurden laut, es wurde Rache geschworen... Ich saß in einer der ersten Reihen, hörte das alles mit an, und mir wurde sehr bange, denn das konnte ja nicht gut enden!

Als wir dann im Auditorium saßen und lange auf unsere Professorin warteten, wurden wir unruhig, denn Tatjana Abramowna Krasnoselskaja-Maximowa war sehr diszipliniert und hatte sich noch nie verspätet. Nach einiger Zeit kam ihre Assistentin Sofja Fjodorowna sehr aufgeregt herein und sagte uns, daß mit Tatjana Abramowna etwas Schreckliches geschehen sein müsse, denn niemand gehe ans Telefon, bei ihr zu Hause gehe alles drunter und drüber.

Dann standen wir alle im Taurischen Palais lange an, bis es dunkelte, froren sehr, da es kalt war, aber niemand ging weg, alle Leningrader wollten von Kirow Abschied nehmen.

Später erfuhren wir, daß unsere Professorin innerhalb von 24 Stunden ihre Heimatstadt verlassen mußte, denn schon am 2. Dezember 1934 fingen die Repressalien an, Leningrad wurde zum zweiten Mal „gereinigt“, dieses Mal aber gründlich!

Damals mußten viele Angehörige der alteingesessenen Leningrader Intelligenz ihre Geburtsstadt verlassen, unter ihnen auch die Familie Chromow, gute Bekannte von Jewgenija Jakowlewna Springel. Es waren drei Ingenieure – zwei Brüder und eine Schwester – die mit der alten gelähmten Mutter innerhalb von 24 Stunden fort mußten.

Natürlich wurde auch überall in den Werken und Anstalten nach „Verdächtigen“ gesucht, wieder gab es eine Reinigung der Partei... Auch in unserem Institut wurden Versammlungen abgehalten, auf denen man Studenten „überführte“, „enthüllte“, die ihre soziale Herkunft verheimlicht hatten, mit einfacher Abstimmung entschieden wir ihr Schicksal. Es waren schwere, unruhige Wochen.

Vater ahnte, daß diese Kugel früher oder später auch ihn treffen werde. Wieder wurde er unruhig, wieder quälte Angst, leider nicht umsonst... Schon am 4. März 1935 kamen sie wieder. Wieder durchwühlten sie alles, nahmen seine Handschriften, verschiedene Papiere und auch Vater selbst mit. Sie brachten ihn mit der Bahn bis Kuibyschew, wie jetzt Samara hieß, von da wieder nach Saratow ins Gefängnis, und nun fing alles wieder von vorn an.

Noch am selben Abend machte sich Mama mit dem Kinde auf, sie gingen die drei Kilometer bei Schneegestöber zur Bahnstation, eilten wieder zu Tante Maria, der Retterin in Not. Fürs erste nahm sie sie wieder in ihr kleines Stübchen auf. Wieder mußte der kleine Haushalt in Sowjety aufgelöst werden, denn im Institut hatten sie es sehr eilig, die Frau des Verhafteten zu entlassen und aus dem Zimmer auszusiedeln. Also mußten wieder Arbeit und Wohnung gesucht werden, was gar nicht so einfach war.

Mit dem ersten Schiff fuhr Mama nach Saratow, brachte Vater Wäsche und Lebensmittel, denn er hatte damals fast nichts mitgenommen, da er nicht wußte, wohin und auf wie lange er weg muß.

Mama hatte damals etwas Glück: Eine gute Bekannte, J. D. Appolonowa, überließ ein kleines Zimmer neben der Küche in ihrer Wohnung in der Kooperativnaja-Straße 186, und sie konnte sich wieder einigermaßen einrichten. Schwer hatte sie es, irgendwo Arbeit zu finden, da man sie, die Frau eines auf der schwarzen Liste stehenden, nirgends einstellen wollte. Es blieb ihr nichts übrig, als sich scheiden zu lassen, was damals zum Glück sehr leicht war. So hieß sie wieder A. A. Schimpf. Danach fand sie eine Anstellung als Schriftführerin mit einem Gehalt von 150 Rubel. Leider mußte sie oft Überstunden machen, denn alles war dort sehr vernachlässigt. Tagelang war das kleine Mädchen allein, und Tante Maria nahm es, wenn es gesund war, mit zur Arbeit, d. h. in

die Familien, deren Kinder sie in deutscher Sprache unterrichtete. Wenn aber Fritzi krank war, was leider oft der Fall war, blieb sie unter der Obhut von Frau Appolonowa, Tante Katja, der Wirtin, oder auch ganz allein in der Wohnung.

Den Sommer 1935 verbrachte ich in Kuibyschew. Damals lernte ich die Familie Lichtner näher kennen. Es war eine große Familie: vier Töchter und ein Sohn, der der jüngste war und Vitali hieß und mit unserer Fritzi fast gleichaltrig war.

Lichtners wohnten in derselben Straße, einige Häuser von uns entfernt. Frau Lichtner – Alma Nikolajewna eine unschöne Frau, korpulent, klein, mit immer gerötetem Gesicht – arbeitete nicht, sondern versorgte ihre große Familie. Ihr Mann – Adolf Andrejewitsch – ein großer, stattlicher, bildhübscher, immer zum Scherzen aufgelegter Mensch war Buchhalter, arbeitete viel, machte des öfters abends Überstunden, und Alma Nikolajewna war ihm behilflich. Manchmal besuchte uns Frau Lichtner, und das Gespräch kam oft auf unseren Vater, der so viel schuldlos leiden mußte, aber Alma Nikolajewna zweifelte daran. Sie glaubte, daß man keinen Menschen ohne Grund verhaften und ins Gefängnis werfen könne „Was Sie auch sagen mögen, Frau Schimpf, aber Adam Germanowitsch hat sich gewiß doch etwas zuschulden kommen lassen, sonst...“ u. dgl. mehr. Es schmerzte uns sehr, daß sogar gute Bekannte an Vaters Schuld glaubten.

Frau Lichtner sollte später ihre Ansicht ändern, als man Adolf Andrejewitsch nicht nur abholte, sondern im Gefängnis sogar zu Tode quälte, sozusagen „für nichts“, nur weil er ein Deutscher, ein „potentieller Spion“ war.

Im August fuhr ich nach Saratow, um über Vater etwas Näheres zu erfahren und ihm ein Päckchen von Zuhause zu bringen.

Ich machte bei Lonsingers Station, mit denen wir eng befreundet waren. Sie hatten sich, Anfang der dreißiger Jahre in der Gornaja-Straße ein schönes Haus gebaut.

August Karlowitsch, ein weit bekannter Schriftsteller, war Vaters Freund und Mitarbeiter am „Wolgadeutschen Schulblatt“ und bei uns zu Hause ein- und ausgegangen. Er war ein großer, etwas lauter, fröhlicher Mensch, mit rotblondem Kopfhaar, einem großen Vollbart und mit hellen, immer freundlichen Augen. Er liebte die Kinder und ließ sich immer Zeit, mit uns zu scherzen, wenn er Vater besuchte.

Lonsingers waren kinderlos und hatten vor Jahren ein Waisenkind adoptiert, einen anderthalbjährigen Jungen, den sie Karl nannten. Leider hat ihnen Karlchen wenig Freude, aber desto mehr Sorgen bereitet. Es war schon mit 12–13 Jahren ein durch und durch verdorbener Junge, der nicht nur in der Schule Unfug trieb, sondern auch stahl, sozusagen, wo er ging und stand. Vielleicht war er ein Kleptomane.

Frau Lonsinger begrüßte mich herzlich, da sie allein in dem großen Hause war, denn Karlchen saß wieder einmal für seine Diebereien, auch August Karlowitsch war abwesend; wenn ich nicht irre, brachte sie ihm damals auch so manches Päckchen in die Moskauer Straße.

Im August 1935 war Vater noch immer in Untersuchungshaft und befand sich wieder im Gefängnis in den Moskauer Straße, wo ich mich einige Male anstellte, um ein Päckchen für ihn abzugeben. Auch bemühte ich mich um eine Besuchererlaubnis, was nicht so einfach war. Man mußte im Büro für Passierscheine anstehen, um mit dem Untersuchungsrichter per Telefon zu sprechen, was mir schwer fiel, da ich immer sehr aufgeregt war.

Ich kann nicht sagen, warum unser Wiedersehen im Hauptgebäude der OGPU in der Wolsker Straße, im Kabinett und in der Gegenwart des Untersuchungsrichters stattfand. Ich erinnere mich aber gut an jene Stunde – es war ein schöner Vormittag, das Zimmer war voller Sonnenschein, Vater und ich saßen nebeneinander auf Stühlen in einiger Entfernung vom Tische, an dem der Untersuchungsrichter sich den Anschein gab, als beachte er uns nicht, und wir konnten uns ruhig unterhalten. Leider war ich sehr erregt und wußte nicht, worüber wir sprechen konnten und durften, auch fiel es mir schwer, mit Vater russisch zu sprechen immer wieder verfiel ich ins Deutsche. Ich hatte Vater einen kleinen Strauß Feldblumen gebracht, die er so liebte, auch hatte ich, wie meistens

in jenen Tagen, einige Kornblumen in Haar. All das erfreute Vater sehr, und er schrieb, sobald er wieder in der Zelle war, ein Sonett; da es aber in Deutsch verfaßt war, wurde der Zettel beschlagnahmt. Mit den nächsten Päckchen erhielt ich dann die russische Variante:

Сколько жизни в букете цветов полевых,
Дареных мне дочкой от себя и родных,
На свиданье неся их дрожащей рукой,
Как взволнована грудь тревогой большой.
Ещё миг — и заплачет родная моя,
Вспоминая былые страданья отца.
Да будет, родная! Непогода пройдет.
После бурь опять ярко солнце взойдет!
Еще краше букета мне вести несла:
Родные не дрогнут, как в буре скала.
Молодцы и сыны, и дочки, и мать,
Так заставим мы счастье и нас уважать.
Поверьте, родные, мы вновь заживем
Счастливою жизнью прежних времён.

Im Herbst 1935 wurde Mama als Lehrerin in die deutschtatarische Schule eingestellt, in der es deutsche und tatarische Klassen gab. Die Arbeit machte ihr Freude, auch war die Schule unweit der Wohnung, und sie konnte dem Kinde etwas mehr Zeit widmen, das sie früher oft, auch wenn es krank war, unbeaufsichtigt lassen mußte.

Als es kalt wurde, schon im Spätherbst, mußten Vater warme Sachen gebracht werden, aber als Lehrerin konnte Mama nicht freinehmen, um selbst nach Saratow zu fahren. Und wieder sprang Frau Appolonowa ein, sie fuhr mit Fritzi mit dem letzten Schiff wolgaabwärts und brachte Vater eine Sendung. Sie bemühten sich auch um eine Besuchererlaubnis, weil vor allem Kind den Vater sehen sollte, aber leider zog sich alles in die Länge. Sie konnten nicht warten, da ihr Schiff ging. Aber Fritzi wollte nicht fort, ohne den Vater gesprochen zu haben – es gab Tränen, und das waren leider nicht die ersten und die letzten, die das Kind um seinen Vater vergoß.

Die Zeit verging für uns schnell, nicht so aber für Vater, der nach wie vor im Saratower Gefängnis schmachtete, die Folter wollte und wollte kein Ende nehmen. Wir waren weit weg, konnten ihm das Leben nicht ein wenig mit Päckchen erleichtern. Nur manchmal kamen Verwandte aus Marxstadt, die ihm Nahrungsmittel brachten und auch bemüht waren, ihm reine Wäsche zu besorgen. So kam es, daß im Spätherbst 1935 jemand aus Marxstadt gekommen war, seine schmutzige Wäsche genommen, aber noch nicht zurückgebracht hatte. Gerade zu dieser Zeit aber wurde Vater nach Moskau überführt, und die Sendung mit der reinen Wäsche kam zu spät. Man hatte diese Nachricht nach Kuibyschew gemeldet, und Mamas Sorge war groß, wie dem Vater zu helfen sei?

Ich lernte gut, war schon im dritten Studienjahr, mir stand das pädagogische Praktikum bevor. Im Institut wußte niemand vom traurigen Schicksal meines Vaters, offiziell war er Lehrer am Kineler Landwirtschaftlichen Institut bei Kuibyschew.

VI

Sobald ich erfahren hatte, daß sich Vaters Lage noch mehr verschlechtert hatte, entschied ich mich, nach Moskau zu fahren. Ich erbat mir einige freie Tage, um eine wichtige Angelegenheit zu regeln, und machte mich auf den Weg.

In Moskau bemühte ich mich als erstes, ausfindig zu machen, wo denn Vater sei. Er schmachtete jetzt schon in den überfüllten Zellen des Moskauer Butyrki-Gefängnisses. Dann mußte ich das Nötige für ihn besorgen. Dank meinen Verwandten – Tante Edith und Onkel Max (ein Vetter unserer Mutter, schenkte mir 100 Rbl., mein Stipendium betrug 60 Rbl.), konnte ich Vater Wäsche und verschiedene Lebensmittel kaufen und ein schönes Päckchen für ihn packen.

Im Butyrki war alles anders als in Saratow. Hier gab es vorgedruckte Zettel, in denen alle Sachen und Nahrungsmittel, die man übergeben konnte, aufgezählt waren, man mußte nur die Menge (Anzahl) vermerken und unterzeichnen; für ein persönliches Wort war kein Platz.

Ich füllte den Zettel aus, stand wie üblich lange an, bis ich endlich an die Reihe kam, und als man nach strenger Kontrolle mein Päckchen entgegennahm, atmete ich erleichtert auf.

Nach langem Warten erhielt ich den Zettel zurück, wo die Gefangenen gegenzeichnen mußten, daß sie alles erhalten hatten. Ich erkannte Vaters Unterschrift nicht. Ich sah auf den Zettel und wiederholte voller Verzweiflung immer wieder: „Das ist nicht seine Unterschrift, das Päckchen hat ein anderer bekommen...“ und weinte bitterlich, konnte einfach nicht fortgehen. Ich stand draußen abseits auf der Treppe und konnte mich nicht beruhigen, stand und schluchzte...

Ein Mann bemitleidete mich: „Was weinst du so sehr, Mädchen?“

Unter Schluchzen erzählte ich ihm, daß meine Sendung wahrscheinlich ein Fremder, nicht aber Vater, erhalten hat, denn es sei nicht seine Unterschrift. Dieser Mensch beruhigte mich so gut es ging und wollte wissen, ob denn Vater mich erwartet hätte. Als ich verneinte, erklärte er mir, wie es zu der fremden Unterschrift gekommen sei.

Gewiß war es so: Der Arme saß schon viele Monate in Moskau, erhielt nie etwas „von draußen“, auf einmal wird er ausgerufen, ist sehr erregt, sieht vorschriftsmäßig die Sendung durch und unterzeichnet mit zitternder Hand, möglicherweise sogar irgendwo an der Wand... Natürlich kann man da seine Unterschrift schwer erkennen.

Dieser gute Mensch riet mir auch, um eine Besuchserlaubnis zu bitten, damit ich mich davon überzeugen und auch Vater eine Freude bereite. Er erklärte mir auch, an wen ich mich zu wenden habe.

Ich reichte beim Staatsanwalt das Gesuch ein, mußte aber bei ihm persönlich vorsprechen. Ich weiß nicht, ob das so üblich war oder ob da eine Ausnahme gemacht wurde und man mich näher kennenlernen wollte.

Später erzählte Vater, das der Staatsanwalt Majorow ihm wohlgesonnen sei, ihn menschlich behandelte, auch wohl überzeugt war, daß die „Sache“ eigentlich eine „Mache“ sei. Vielleicht wollte er etwas Näheres über Vaters Familie erfahren, denn in seinen letzten Akten waren nur seine geschiedene Frau und die jüngste Tochter angegeben, und hatte mich deshalb zu sich bestellt.

Der Staatsanwalt war zuvorkommend und freundlich und fragte mich über unsere Familie aus. Ich konnte nicht anders und erzählte von allem, wo ich lerne usw. Dann gab er mir die Erlaubnis, mit Vater zu sprechen, und entließ mich mit einem freundlichen Lächeln, wünschte mir weiteren Erfolg im Institut. Ich habe nicht bemerkt, daß der Staatsanwalt etwas notierte, vielleicht hörte auch jemand unser Gespräch mit, aber dieses Gespräch hatte für mich unangenehme Folgen.

Am nächsten Tage besuchte ich Vater im Moskauer Gefängnis; wieder war hier alles anders als in Saratow. Zahlreiche Menschen standen bereits auf der Straße an, dann, nach einer strengen Kontrolle, wurden wir über den Hof und einige Gänge geführt und in einen großen halbdunklen Raum gebracht, der von einigen trüben Lampen, die ganz hoch oben an der Decke angebracht waren, schwach erleuchtet wurde. Dort standen viele Bänke, und man hieß uns warten. Dann wurden einige von uns aufgerufen und in einen verhältnismäßig hellen Raum gebracht, der durch eine Doppelwand getrennt war, zwischen der ein Abstand von ungefähr 75 cm bestand und die zur Hälfte vergittert war. Vater stand schon hinter dem Gitter, erblickte mich und rief mir schon von weitem zu. „Ich bin unschuldig, glaubt nicht dem, was sie sagen...“, aber schon eilte der Diensthabe, der im Gange zwischen den Wänden auf und ab ging, herbei und verbot uns, von der „Sache“ zu sprechen. Etwa 8 oder 10 Paare standen sich da gleichzeitig gegenüber, alle sprachen erregt durcheinander, und sobald der Wachthabe am anderen Ende war, wurde dennoch über „die Sache“ gesprochen. Vater war sehr aufgebracht, daß man ihn der Spionage beschuldigte, er sei im Ausland gewesen u. dgl. Am meisten quälte ihn der Gedanke, wir könnten an seine Schuld glauben. Ich beruhigte ihn, so gut es mir möglich war, erzählte von allen, bat ihn, sich um uns nicht zu sorgen und durchzuhalten.

Wir standen lange so und unterhielten uns, ab und zu wurden wir vom Diensthabenden unterbrochen, denn wir sprachen ja deutsch – aber wir hätten uns noch so manches zu sagen gehabt, als wir getrennt wurden.

Zum Schluß bat mich Vater, allen, allen zu übermitteln, wir sollen uns um ihn nicht so sehr sorgen, er sei schuldlos, es müsse alles gut enden, da man ihm kein Vergehen nachweisen könne.

Als ich Anfang Februar aus Moskau zurückgekommen war, machte ich mich sofort an die Vorbereitung auf das pädagogische Praktikum. Wir besuchten die Schule, jeder von uns wußte schon, in welcher Klasse und wann er seine erste Probestunde geben werde. Meine erste Stunde Botanik in einer fünften Klasse sollte am 11. Februar, meinem Geburtstag, stattfinden.

Am 10. wurde ich als Gruppenälteste zum Leiter der Kaderabteilung gerufen. Man hatte nicht auf meinen Namen geachtet, da man mich meistens beim Vornamen nannte. So kam es wieder einmal, daß ich in eine eigenartige, ja komplizierte Lage geriet.

Unsere Kaderleiterin, die mich gut kannte, hieß mich an ihrem Tisch Platz nehmen und begann mit mir ein vertrauliches Gespräch. Sie hielt einen Zettel in den Händen, auf dem der Name der verdächtigen Person stand, die ich beaufsichtigen sollte. Ich weiß nicht mehr genau, was sie mir sagte, ich war viel zu erregt, starrte auf den Zettel und dachte immer wieder, also hat der Staatsanwalt sich gemeldet... Zum Schluß wandte sie den Zettel um und nannte meinen Namen... „Das bin ich“, war alles, was ich sagen konnte... Sie wurde über und über rot, starrte mich an, war sprachlos, dann aber stammelte sie etwas, wir waren beide fassungslos, dann entließ sie mich.

Es waren für mich schwere Stunden, ich ging in eines der entferntesten Zimmer und weinte, alles schien hoffnungslos, und zum ersten Mal vertraute ich mich meiner besten Freundin Maja an – erzählte ihr von all meinen Leiden, von Vaters Schicksal und dem letzten Gespräch mit der Leiterin der Kaderabteilung.

Sie konnte mir ja nicht helfen, aber mir wurde es dennoch etwas leichter ums Herz, nachdem ich mir einmal alles von der Seele geredet hatte.

Am nächsten Tag hatte ich meine erste Probestunde, vielleicht auch die letzte, wiederholte ich für mich, denn ich hatte das Gefühl, daß man mich bald aus dem Jugendverband und aus der Hochschule ausschließen werde. Damals ging so etwas ja immer sehr schnell, und wir hatten schon so manchen Studenten in Unehren ausgeschlossen, weil er seine soziale Herkunft verheimlicht hatte u. dgl.

Die Sorge um meine Zukunft schwächte die Erregung, die die erste Probestunde mit sich brachte, ab. Es waren viele Studenten zugegen, und alle, so auch Professor Sudowski, fanden meinen Unterricht gut und lobten mich. Interessanterweise fragte unser Professor noch während der Stunde meine Freundin: „Sie ist wohl eine Deutsche?“ Ich sprach schon gut russisch, hatte keinen Akzent, aber wenn ich erregt war, verwendete ich immer wieder deutsche Wendungen, da Sudowskis Frau eine Deutsche war, kannte er sich gut darin aus.

Die Zeit verging wie immer schnell, ich lernte fleißig und war nach wie vor Gruppenälteste, bis jetzt hatte sich nichts geändert. Ich lebte aber in ewiger Angst und wartete immer darauf, daß man mich ins Komsomolbüro rufen und mich von der Hochschule weisen werde.

Warum man es damit nicht eilig hatte, weiß ich nicht, ich kann nur mutmaßen: Vielleicht hatte die Kaderleiterin es nicht sofort weitergemeldet, da sie sich eine solche Blöße gegeben hatte; möglicherweise auch weil ich eine gute, disziplinierte Studentin war. Wie dem auch sei, ich war weiter im Ungewissen, es wurde April, und es kam die für uns glückliche Stunde, da Stalin bei der Entlassung der Generale aus der Militärakademie sagte: „...der Sohn ist für den Vater nicht verantwortlich...“ Diese Worte waren für manchen jungen Menschen entscheidend!

Ich konnte ruhig weiterlernen, und vielleicht lernte ich noch fleißiger, hatte ich doch neuen Auftrieb bekommen.

An Vaters Schicksal änderte sich wenig, er schmachtete noch immer in den überfüllten Zellen in Moskau.

Anfang Juni 1936, auf der Durchreise nach Kuibyschew blieb ich einige Tage bei Tante Edith und war bemüht, Vater etwas zu überbringen, bat auch um eine Besuchserlaubnis, aber sie wurde mir verwehrt.

Wie es schien, hatte sich seine Lage noch verschlimmert, „die Sache“ wurde immer umfangreicher, sie wuchs wie ein Schneeball zur Lawine und wurde dem Militärtribunal übergeben. Doch Vater hielt sich tapfer, unterzeichnete keine falschen Anklagen; aus Protest, daß alles so in die Länge gezogen wurde, hungerte er dreimal, das letzte Mal zwölf Tage im Mai 1936. Am 20. Mai schlich er gebrochen aus der Hungerzelle ins Krankenhaus. Damals schrieb er diese Verse:

Und immer noch sitz fest ich hier,
Noch immer kracht im Schloß die Tür,
Und immer noch kein End'
Der Schmach und der Pein.
Wann schlägt die Stunde, wo sich alles wend't?
Sie muß doch endlich einmal sein,
Sie muß doch einmal sein.

Und immer wieder bohrt der Sinn
Sich in die Zeit, forscht her und hin,
Ob sich kein Merkmal zeigt,
Ob nicht die Freiheit winkt;
Ob nicht der Zeitpunkt bald erreicht,
Da jede Fessel willig sinkt,
Und jedes Schloß aufspringt.

Und immer wieder stöhnt der Freund:
Es geht nicht weiter, wie mir scheint,
Hab' keine Hoffnung mehr
Die Folter währt zu lang,
Die Ungewißheit drückt so sehr,
Vor Sehnsucht wird die Seele krank,
Mir ist ums Herz so bang.

Den Sommer 1936 verbrachte ich bei Mama in Kuibyschew. Manchmal fuhren wir damals mit Lichtnern für einen Tag auf die Inseln, da war nicht nur schöner weißgelber Sand, wo man sich nach dem Baden so herrlich sonnen konnte, sondern es gab auch Weidegesträuch, in dessen Schatten man vor der Sonne Schutz fand. Es waren schöne Stunden, die wir da am Wolgastrande verbrachten.

Eine gute Bekannte von Mama – Ljubow Dmitrijewna, die Leiterin eines Pionierlagers, – lud uns ein, einige Tage dort zu verbringen, nachdem die Kinder abgereist waren. Wir nahmen diese Einladung mit Vergnügen an und verbrachten da zwei Wochen.

Zum Lager gehörte auch ein großer Kirschgarten, und wir aßen uns an diesen süßen schwarz-roten Früchten einmal so richtig satt. Damals gab es in der Umgebung von Samara noch viele Gärten und Kirschen in großer Menge. Diese schönen Tage wurden mir aber zur Qual, da Ljubow Dmitrijewna des nachts im Traume oft schrie, ich dadurch aufschreckte und schlecht schlief. Eines nachts verlor ich die Nerven, fuhr aus dem Halbschlaf auf und fing an hysterisch zu schreien, fiel Ljubow Dmitrijewna im Dunklen an, kratzte und schlug sie... ich war wie unzurechnungsfähig. Mit knapper Not konnten Mama und Ljubow Dmitrijewna mich beruhigen, wir saßen dann, bis es hell wurde, auf der Treppe im Freien.

Nach diesem Vorfalle hatte ich vor Ljubow Dmitrijewna sogar tagsüber Angst, ich hatte eben immer schwache Nerven...

Zu all dem kamen noch die schlechten Nachrichten vom Krieg in Spanien! Es war zum Verzweifeln! Wir lebten so schon in ewiger Aufruhr, ewiger Angst und jetzt auch noch Krieg! Es

war schrecklich, obgleich weit weg von uns, aber wir ahnten, daß er schlimme Folgen für unser Land haben werde.

In jenem Sommer machte mir auch der Blinddarm zu schaffen, ich hatte einige Anfälle von Blinddarmreizungen, so daß ich nach Leningrad eilte, um mich operieren lassen zu können, wenn es nötig wäre.

In Moskau war ich wieder am Gefängnis, brachte Vater ein Päckchen, bat auch um eine Besuchserlaubnis, aber wieder erhielt ich eine Absage. Es schien, als wollten und sollten Vaters Leiden kein Ende nehmen, in gedrückter Stimmung begann ich mein letztes Studienjahr.

Mitte Dezember 1936 erhielt ich ganz unerwartet eine Karte von Vater aus Ufa, einer mir damals völlig unbekanntem Stadt. Er schrieb, daß man ihn mangels überzeugender Beweise, nach 21 Monaten Untersuchungshaft als sozialgefährlich auf drei Jahre nach Ufa verbannt habe. Für uns war das eine freudige Überraschung, da wir auf ein schlimmeres Urteil gefaßt gewesen waren.

VII

Ende Oktober 1936 wurde Vater von einer Außerordentlichen Beratung der NKWD der UdSSR als sozialgefährlich auf drei Jahre nach Ufa verbannt; mit Anrechnung der Untersuchungshaft blieben noch 15 Monate Verbannung zu überstehen.

Am 23. November ging es endlich von Moskau fort. Der Weg war sehr beschwerlich, aber die Hoffnung auf baldige Freiheit ließ die Verbannten alles geduldig ertragen. Leider hatte man ihnen nicht einmal ihr bißchen Geld von zu Hause mitgegeben; so erhielt Vater nur 15 Rbl.; die übrigen 35 Rbl. sollten per Post überwiesen werden.

Am 30. November kamen sie in Ufa an und wurden ins Gefängnis gebracht, wo man sie mit ihrer neuen Lage bekannt machte.

Der Anstieg vom Bahnhof die Karl-Marx-Straße hinauf war für diese unterernährten Menschen nicht leicht, sie schleppten sich nur mit Mühe vorwärts. Einige, unter ihnen auch August Lonsinger, blieben immer wieder zurück und kamen nicht mit, da sie viel zu tragen hatten und auch das Herz nicht mehr so richtig wollte. Der Trupp mußte immer wieder stehenbleiben und auf die Nachzügler warten, die hinten nachgeschleppt kamen.

Am 1. Dezember 1936 wurden sie aus dem Gefängnis entlassen und erhielten ihre Ausweise. Laut diesem Dokument war Vater ein administrativ Verbannter, befand sich unter ständiger Aufsicht und mußte sich am 23. eines jeden Monats in der UGB in der Leninstraße 7 melden. Der, Ausweis war bis zum 4. März 1938 gültig. Dieses Datum sollte das Ende der Verbannung bedeuten, aber Vater hoffte (ich glaube, man hatte es ihm in Moskau versprochen), daß die Frist abgekürzt werde und er möglicherweise schon am 4. März 1937 frei sein werde. Sofort ging Vater zum Postamt, teilte den Seinen die frohe Nachricht mit und bat um Hilfe, die er dringend brauchte, „da ich“, wie er schrieb, „zerlumpt bin und bald keinen Heller mehr habe...“ Alles kostete Geld, und die 15 Rbl waren schon auf dem Wege hierher geschmolzen zu all dem hatte man Vater unterwegs noch bestohlen: Die letzten Hemden, Wasche und andere Kleinigkeiten, auch die neuen warmen Socken aus Marxstadt (die ihm Schwester Lottchen gestrickt hatte) waren abhandengekommen.

Da er in Not war und ihm alles zu langsam ging, schrieb er am 3. und am 6. Dezember wieder, wiederholte kurz alles, da er nicht sicher war, ob denn seine Karten und Briefe auch ankamen.

Eine sonderbare Tatsache ist, daß seine Karten weder in Kuibyschew noch nach Leningrad eintrafen, „verlorengingen“, denn weder Mama noch ich erhielten seine erste Nachricht aus Ufa. Erst der eingeschriebene Brief vom 3. kam in Kuibyschew an, ich aber erhielt erst seinen zweiten Brief vom 10. Dezember.

Die ersten Tage in der Freiheit waren für die Verbannten sehr schwer, denn sie hatten weder ein Nachtlager noch Geld; viele mußten auf dem Bahnhof schlafen. Vater hatte ein wenig Glück, er traf seinen Leidensgefährten und Freund, den Notar Iwan Kondratjewitsch Groß aus Marxstadt (den „lahmen Groß“, er war von Kindheit an gelähmt, das Gehen fiel ihm schwer, er konnte ohne Stock nicht laufen), der schon etwas früher hierher verbannt worden war und sich bereits ein wenig

eingelebt hatte. Vor kurzem war seine Frau zu ihm gekommen; sie hatten eine schlechte Wohnung, für die sie 55 Rbl. monatlich zahlen mußten. Es ging ihnen nicht gut, da von den 60 Rbl., die er mit Privatstunden verdiente, auch die Wohnungsmiete bezahlt werden mußte. Dennoch nahmen sie Vater auf, und die ersten vier Tage in der Freiheit schlief er bei Großens auf der Diele; sie teilten mit ihm auch ihr karges Essen. Da sie ihren jüngsten Sohn erwarteten und Vater den armen Leuten nicht weiter zur Last fallen wollte, zog er zeitweilig zu einem Buchhalter (dem Schwager eines Bekannten aus Samara) und war tagelang auf der Suche nach einer Wohnung. Das war nicht so leicht, denn damals lebten in Ufa über dreitausend solcher Verbannten, zu einigen von ihnen waren schon die Frauen gekommen. Ein Zimmerchen, sogar eine Schlafecke waren schwer zu finden.

Obgleich im Ausweis vermerkt war, daß die Verbannten in ihrem Beruf arbeiten durften, wurden sie nirgends angestellt. Sie konnten höchstens Privatstunden erteilen, die aber auch schwer aufzutreiben waren. Die Lage der Verbannten war, besonders in der ersten Zeit, schlechter als im Lager, da sie weder ein Obdach noch etwas zu essen hatten.

Sie erhielten offiziell 15 Rbl. monatlich Unterstützung, eigentlich war das das Geld für 500 g Brot täglich, das damals einen Rubel pro Kilogramm kostete. Leider fiel diese Unterstützung manchmal aus, so wie im Dezember 1936 und auch im Januar 1937, was die Lage noch mehr erschwerte. Um diese Unterstützung zu erhalten, mußten sie jedesmal ein Gesuch einreichen und dann noch einige Male anstehen, denn das betraf ja viele Menschen. Nachdem Vater von Großens fortgegangen war, ging es ihm schlecht, er konnte sich kein Mittagessen leisten, trank täglich nur zwei Löffel Lebertran, aß etwas Zwieback und Zwiebeln. Immer wieder schrieb er... „ihr habt mir hoffentlich etwas Geld geschickt...“, es ging eben alles zu langsam... Den ersten Brief von zu Hause erhielt er erst am 8. Dezember, dann auch die Depesche mit den 40 Rbl., einige Tage später kamen auch die 200 Rbl., die Mama aufgetrieben hatte. Da er noch keine feste Anschrift hatte, erhielt er alle Sendungen postlagernd und mußte in der UGB seine Unterschrift bestätigen lassen, all das kostete Zeit und war mit Aufregung verbunden. Gut, daß wenigstens diese Behörde dem Postamt gegenüber lag.

Aber er war glücklich, so schrieb er am 9. seinem Frauchen: „... und so singe und pfeife ich schon den zweiten Tag, obgleich ich immer schrecklich müde bin. Den ganzen Tag große Strecken laufen (nachdem man 21 Monate gesessen hatte) – und in dieser Stadt gibt’s viele. Berge zu steigen...“

Dann trafen auch die 100 Rbl. aus Marxstadt von, Schwester Lina und endlich die 35 Rbl. aus Moskau ein. Er lebte auf, fühlte sich „wieder einigermaßen wie ein Mensch“, kaufte sich gebrauchte Hosen und ein warmes Hemd, später auch eine Matratze fürs Nachtlager und das nötige Geschirr, da er selbst wirtschaften wollte.

Es freute ihn, daß er imstande war, Großens in ihrer Not zu helfen, man wollte sie auf die Straße setzen, da sie ihre Miete nicht rechtzeitig bezahlen konnten.

Endlich fand Vater auch ein Zimmer für 40 Rbl. monatlich, obgleich da alles ziemlich primitiv war, aber mit elektrischem Licht, Bett, Tisch und Stuhl und, was ihm das Wichtigste schien, einer anständigen Wirtin.

Am 10. Dezember meldete er sich bei der Miliz an, und gleich wurde es in jeder Hinsicht leichter.

Es war ein kleines, aber helles Zimmer im zweiten Stock, mit zwei Fenstern, das eine ging auf die Straße, und man hatte den ziemlich hohen Berg im Blickfeld, aus dem anderen hatte man eine schöne Aussicht auf den Fluß die Belaja, und in der Ferne auf Wiesen und Wald, was Vater sehr freute. Der Eingang durch die Küche hatte auch sein Gutes, man brauchte die Wirtsleute nicht dauernd zu behelligen und konnte auch bequemer sein Essen zubereiten.

Die Wohnung war nicht weit vom Bahnhof gelegen. Vater freute sich darüber, konnte er doch seine „lieben Damen“ aus Kuibyschew während der Winterferien gut empfangen, denn schon im ersten Briefe bat er sie, ihn zu besuchen.

Etwas weiter war es bis zum Zentrum, zum Postamt und dem Markte, und zwei Drittel der Strecke ging es bergan. Damals Anfang 1937, wurde in Ufa die Straßenbahnlinie gebaut; die erste Strecke führte die Lenin-Straße entlang – vom Marktplatze bis zur Permskaja Straße. Der Verkehr wurde am 24. Januar aufgenommen.

Vater mußte von der Slatoustskaja Straße über einen Graben und einen ziemlich hohen Hügel bis zur Haltestelle in der Permskaja laufen und konnte dann mit der Straßenbahn fahren, was damals aber sehr kostspielig war – es kostete 75 Kopeken.

Immer wieder bat Vater um seinen Anzug, Hemden, Mantel u. dgl., auch um sein Arbeitsbuch, denn nur dann könne er sich nach Arbeit umsehen; er wollte noch vor Beginn der Winterferien die Lehranstalten absuchen. Auch bat er um Papier, Hefte, Federhalter usw., denn er wollte ja wieder schreiben, und in Ufa waren solche Dinge nicht aufzutreiben.

Mamas ängstliche Warnung, er solle doch aufhören zu schreiben, es bringe ihm ja nur Unglück, schlug er in den Wind. Denn er war davon überzeugt, daß man ihn nicht seiner Schriften wegen verfolge, sondern daß er durch falsche Aussagen verleumdet und von schlechten Menschen angeschwärzt worden war. In Moskau hatte ihm Staatsanwalt Majorow einige Verleumdungen vorgelesen, und Vater hatte sich damals sehr empört und eine Gegenüberstellung verlangt...

Er bat um ein englisches Lehrbuch, da er sein Englisch auffrischen und vervollkommen wollte, um Privatstunden geben zu können. Am 11. Dezember schrieb er schon den fünften Brief nach Hause, in dieser ersten Zeit schrieb er jeden zweiten Tag. „Heute bin ich schon den 12. Tag auf freiem Fuße Ich gehe durch die Straßen, und es kommt mir alles so sonderbar vor: Ich bin frei, werde nicht kommandiert, nicht angeschrien. Und wie oft war ich am Verzweifeln gewesen, weil die Haft so gar kein Ende nehmen wollte...“

Er lebte in der Hoffnung, bald seine Lieben zu empfangen, und war eifrig damit beschäftigt, Einkäufe zu machen, Nahrungsmittel zu besorgen, auf den Markt zu gehen Dort ging es lebhaft zu, immer waren hier viele Menschen, und. das Angebot an Lebensmitteln war sehr groß — Mehl, Fleisch, Fische und anderes wurde feilgeboten. Man konnte im Winter auch ein Schüsselchen gefrorener Milch kaufen. Teuer waren leider die Eier: 80–90 Kop. kostete ein Ei, das konnte sich Vater nicht leisten und bereitete seine Klöße ohne Ei zu. Später, schon im Frühjahr, als sie billiger wurden, konnte er bessere Klöße zubereiten.

Es quälte ihn sehr, daß er nicht arbeiten und verdienen konnte, „auf der faulen Haut liegen mußte“ und darauf angewiesen war, von den Seinen Hilfe anzunehmen. Er wollte nichts vom Ruhestand wissen, da das doch der Anfang vom Ende wär’, „ich will aber 80 Jahre alt werden“, schrieb er, „will wenigstens noch zehn Jahre arbeiten, und das werde ich, es sei denn, man befördert mich vorher mit Gewalt vom Leben zum Tode. Fünf Jahre muß. ich dann noch schreiben.. Ruhen werde ich im Grabe...“ Und so schrieb er wieder viel und bemühte sich, die Gedichte aufzuschreiben, die er im Gefängnis verfaßt hatte, leider waren ihm einige entfallen.

Vater versuchte auch, den Nachruf, den er im Mai 1935 verfaßt hatte, als er die Nachricht von Tante Marias Ableben erhalten hatte, aus dem Gedächtnis aufzuschreiben. Es gelang ihm leider nicht ganz, die erste Variante war besser. Er schrieb auch seine Erzählungen wieder auf, aber ihm kamen Zweifel, ob das wohl nicht wieder alles umsonst sei.

Am 23. eines jeden Monats mußte er sich in der UGB melden, dort trafen sich viele Verbannte, aber scheinbar waren die meisten nicht an näheren Kontakten interessiert und gingen sich aus dem Wege. Dennoch traf es sich, daß man zuweilen Gedanken austauschte. Auch wegen dieser 15 Rbl. Unterstützung mußten sie jeden Monat ein Gesuch einreichen, erhielten das Geld aber nicht immer.

Es war ein kalter, rauher Dezember, Vaters abgetragener, dünner Pelz wärmte wenig, auch hatte er schlechtes Schuhwerk und fror sehr, aber dennoch war er bemüht, für die kranke Frau Appolonowa – Mamas Wirtin – auf dem Markte Beeren vom Schneeballstrauch (Kalina) zu kaufen. Es hieß, der Saft dieser Beeren sei ein gutes Heilmittel gegen Krebs. Er schickte der Kranken zwei Pakete nach Kuibyschew.

Er war immer bemüht, irgendwie mitzuhelfen, denn es quälte ihn sehr, daß er immer auf die Hilfe der Seinen angewiesen war und ihnen nicht beistehen konnte... „Das bedeutet für mich eine Folter – eine von den vielen, mit denen ich nun schon zwei Jahre gemartert werde. Eine eigentümliche Rolle hat mir das Schicksal zudedacht.“

Er war glücklich, daß er wieder frei und imstande war, tätig zu sein. Er half seiner Wirtin, mit der er sehr einträchtig lebte, wo er nur konnte; auch auf der Straße war er den Leuten behilflich, ihre Last den Berg hinaufzuschaffen.

Welch ein frohes Wiedersehen gab es auf dem Bahnsteige von Ufa, als er nach 22 Monaten sein kleines Frauchen und das Nesthäkchen begrüßen konnte! Alle hatten sich verändert, besonders aber Fritzi, die sehr gewachsen und schon Schülerin der zweiten Klasse war. Vater war glücklich, daß das etwas schüchterne Kind ihn sofort erkannte und ihm freudestrahlend um den Hals fiel. Dann ging es nach seinem letzten Zuhause; er hatte sich bemüht, es da recht gemütlich zu machen.

Sie empfingen das Neue Jahr 1937 zusammen und hofften, daß sie vielleicht schon bald wieder ihr eigenes Heim haben würden. Auch machten sie Pläne für den Sommer; sollte Vaters Verbannungszeit nicht gekürzt werden, dann hofften sie, mit allen zusammen in Ufa die Sommerferien zu verbringen.

Sie besuchten Großens, und vielleicht haben sie auch andere alte und neue Bekannte getroffen und gesprochen. Nach all dem war Mama sehr beunruhigt und bat Vater, mit niemandem zu verkehren, alle schienen ihr verdächtig. Er beruhigte sie und versprach, nur bei Großens zu verkehren.

Die acht Tage Winterferien vergingen schnell, es gab ja auch so viel zu fragen, zu erzählen. Da es mit den Fahrkarten Schwierigkeiten gab, ließ sich Mama nicht überreden, einige Tage länger zu bleiben, sie hatte Angst, sich zu verspäten.

Nachdem Vater seine Lieben zum Bahnhof begleitet hatte, überkam ihn eine tiefe Depression: Er lebte wie im Schlaf, lag, saß oder stand auch lange da und dachte über so manches nach: alles kam ihm so eigentümlich, so anders vor. Gewiß hatte sich vieles in unserem Leben geändert, auch war er fast zwei Jahre von allen getrennt gewesen, hatte keine richtige Vorstellung von unserem Leben und suchte den Grund nur bei sich.

„Wahrscheinlich habe ich mich doch stark verändert. Ganz sonderbare Stimmungen kommen über mich, als ob ich auf dem Wege sei, wahnsinnig zu werden. Grund wäre genug vorhanden.“

Diese schwere, verzweifelte Stimmung hing womöglich auch mit der neuen Enttäuschung zusammen; hatte er doch gehofft, daß man ihm die Frist kürzen werde, was aber nicht geschah. „Leider muß ich hier noch ein Jahr ausharren...“

So allmählich hatte sich Vater in die neuen Verhältnisse eingelebt, seine Stimmung verbesserte sich zusehends, als er die Aussicht auf Arbeit bekam. Im Medizinischen Institut versprach man ihn einzustellen, wenn er die Erlaubnis vom Narkompros erhalte, was leider nicht geschah.

Der Staatsanwalt war wie immer sehr liebenswürdig, versprach, mit dem Leiter des Narkompros zu reden, und Vater hoffte auf eine positive Antwort...

Leider waren es wie immer nur leere Worte, vielleicht überstieg eine solche Hilfe auch die Möglichkeiten des Staatsanwaltes.

Gesundheitlich ging es Vater in jenen Monaten schlecht, er war oft erkältet, hatte Fieber und mußte öfters einige Tage zu Hause bleiben. Das Herz machte ihm Schwierigkeiten, besonders wenn es bergan ging, mußte er immer wieder ausruhen. Wurde er dann von jemandem überholt, so beunruhigte ihn das sehr. Er machte sich darüber Gedanken.

„...Erkältung, Gram und Leid mögen wohl schuld sein und natürlich das 65. Lebensjahr, das ich immer wieder vergesse...“ schrieb er seinem Frauchen.

Aber desungeachtet arbeitete er viel, bis spät in die Nacht hinein. Anfang Februar schrieb er:

„Ich habe das Kapitel ‚Pfui‘ am Sonnabend beendet. Oft habe ich bis zwei Uhr nachts gegessen und war schon ganz nervös geworden. Ich habe die trüben Tage zu Papier gebracht. Jetzt will ich noch über den Unterricht und die Sprache schreiben. Nebenbei habe ich noch Schulmeisteranekdoten aus unseren Kolonien und Kurzgeschichten verfaßt. Die Arbeit greift mich an, ich werde rasch müde...“

Damals arbeitete Vater auch viel in der Bibliothek, wenn es ihm seine Gesundheit erlaubte. Er las da Zeitungen und lieh sich auch Bücher aus, leider waren keine deutschen zu bekommen.

Manchmal gab es kleine Freuden, Briefe von den Kindern und Verwandten trafen ein, auch Sendungen mit nötigen Sachen und Lebensmitteln. Schwer traf ihn die Nachricht vom Tode seiner Schwester Lottchen und dann seines jüngsten Bruders Johannes. In diesen trüben Tagen „spann“ Vater diese Verse:

Müde kehrt der Wanderer zurück
Nach der Heimat, seiner Sehnsucht Glück.
Wie verändert ist Katharinenstadt,
Das sogar 'nen neuen Namen hat.

Tief gefurcht hat hier die jüngste Zeit,
Tief geritzt ihr Griffel weit und breit,
Stauend starret er die Wunden an,
Die die Zeit geschlagen Land und Mann.

Sinnend lenkt den Blick nach innen er:
Weites Trümmerfeld auch da, nicht mehr.
Mit geschwoll'nen Segeln zog er aus,
Müde und enttäuscht kommt er nach Haus.

Und immer wieder gab's schwere Stunden, Tage, wenn Vater lange auf Briefe von seinen Söhnen warten mußte, er sorgte sich sehr um sie. Sem sehnlichster Wunsch war, im Sommer alle Kinder nach sieben Jahren wieder einmal um sich zu haben, aber manchmal kamen ihm Zweifel, ob ihm das auch vergönnt sein werde.

Es fehlte auch weiterhin nicht an Aufregung, wieder hatte man ihm im Februar die Unterstützung versagt, und wieder ging er zum Staatsanwalt und reichte einen Protest ein. Der Anwalt war wie immer zuvorkommend, freundlich, versprach zu helfen, konnte aber nur für den nächsten Monat etwas versprechen, denn der Februar war ja vorüber. Endlich kamen auch die 50 Rbl., die Mama noch Anfang November nach Moskau ins Gefängnis überwiesen hatte, die aber unterwegs liegengeblieben waren. Es dauerte drei Monate, bis sie in Ufa eintrafen, man händigte ihm 49 Rbl. 50 Kop. aus.

Im März erhielt er auch die 15 Rbl. Unterstützung und konnte so Großens wieder aus der Not helfen, die Miete zu bezahlen.

Der Frühling nahte, und mit ihm Vaters Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit den Seinen. Er lebte auf, war auf der Suche nach einer größeren Wohnung, denn wenn alle gleichzeitig kämen, wäre ja diese zu klein, auch legte er wieder Vorräte an, kaufte Mehl und andere Lebensmittel ein.

Am zweiten März war überall in den Sparkassen großer Andrang, es war der erste Tag, an dem man Anleihen für 30% einlösen konnte. Das war für uns wie auch für viele andere ein Rettungsanker, denn wir hatten ihrer ja viele. Auch ich hatte einige von Vaters Anleihen bei mir in Leningrad und löste sie ein und war dadurch imstande, ihm die schon lange gewünschten und nötigen Sachen zu schicken. Ich kaufte ihm Schuhe, einen schwarzen Filzhut und andere Kleinigkeiten. Dieses wertvolle Paket erhielt er am 10. April, und schon am nächsten Tag „warf er sich in Gala“ und ging zu Großens. Unterwegs liefen ihm die Jungens nach; als er fragte, warum sie ihn so „begafften“, sagten sie, er sehe Gorki ähnlich. Großens bestätigten diese Ähnlichkeit auch. Er

lachte, ja der Stock, der Hut und der Schnurrbart. Es freute ihn, er fühlte sich wie einst als angesehener Mensch.

„Heute ist Sonntag, da habe ich das Recht, zu Großens zu gehen... sonst gehe ich nirgends hin, es ist ziemlich öde, ich spreche weniger als im Gefängnis...“ schrieb er.

Langeweile hatte er keine, nie reichte seine Zeit aus, er hatte sich hundert Themen vorgemerkt, aber alles ging ihm zu langsam. „Ich habe vergangene Nacht wieder bis halb vier gegessen und mein Leben an der Wischera beschrieben...“

Nach wie vor quälte es ihn, daß er seinem Frauchen, das sich so abhetzen mußte, nicht helfen konnte. Er hätte ja so gerne für sie die Hefte der Schüler korrigiert, was ja leider nicht möglich war, aber Artikel für die Wandzeitung und Pläne und verschiedene Ansprachen konnte er schreiben. So schrieb er während dieser Monate folgende Artikel: Zum 13. Todestag von W. I. Lenin, zum 100. Todestag Puschkins; eine Erinnerung an Clara Zetkin; zum Frauentag, zum Gedenken an die Pariser Kommune; zum 1. Mai; einen Erziehungsplan; eine Ansprache an die Eltern zum Schluß des Schuljahres.

Es ward Frühling, alles begann zu grünen, und der schöne Ausblick aus dem Fenster weit über den Fluß, in der Ferne der Wald im jungen Grün erfreuten Vater sehr. Schon Ende April machte er Spaziergänge in den nahen Wald, pflückte Maiglöckchen und Veilchen. Letztere brachte er mit den Wurzeln nach Haus, pflanzte sie in Konservenbüchsen und freute sich über ihr Gedeihen. Auch zog er Zwiebelschlotten.

In diesen Wochen lebte er in ewiger Sorge und freudigem Erwarten, wie er seine Lieben empfangen und sie unterbringen könnte, denn all sein Suchen nach einer größeren, besseren Wohnung war umsonst, da man viel Geld besitzen mußte, um eine Anzahlung zu machen. Seine Wirtin versprach ihm, alle aufzunehmen, wenn nötig, würde sie auch die Vorratskammer für ihn leermachen.

Wie es sich herausstellte, konnten seine Kinder nicht alle gleichzeitig kommen, und er hatte sich unnötige Sorgen gemacht.

Eigentlich kann ich wenig von Vaters Leidensgefährten jener Monate in Ufa berichten. Es kamen ihrer viele mit ihm an, und alle waren bemüht, sich so gut es ging einzurichten. Leichter hatten es die jüngeren, energischeren, die irgendein Handwerk oder sonst ein Fachgebiet erlernt hatten. Schlecht ging es den Intellektuellen, da sie keine Anstellung fanden, sie waren alle auf Privatstunden und auf die Hilfe ihrer Verwandten angewiesen.

Im Dezember nach der Ankunft und noch vor dem Besuch der Seinen traf sich Vater einige Male mit einem gewissen W. (er hat ihn in seinen Briefen erwähnt) bei seinem Wirt Iljin, der immer verfängliche Gespräche führte und vor dem man ihn auch warnte. Auch der Wirt war sehr verdächtig, er machte sich immer wichtig, versprach viel, hielt aber nie Wort.

Mit August Karlowitsch Lonsinger traf er sich selten, nur gelegentlich in der Behörde. Lonsinger gab Privatstunden in Englisch, denn an deutschen Stunden mangelte es. Es ging ihm verhältnismäßig gut, da er auch von zu Hause unterstützt wurde.

Auch von Fuchs schrieb Vater, der an einer Baustelle arbeitete, leider nicht lange. Die Bauarbeiter hatten im Winter ein Haus gebaut, das einstürzte, und schon im März wurde Fuchs wieder verhaftet, denn jemand mußte ja für dieses Mißgeschick herhalten. Möglicherweise war das auch der letzte Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte.

Dann schrieb Vater noch von einem jungen Mann, einem Russe mit Hochschulabschluß, dem es sehr schlecht ging, da er keine Hilfe von seiner Frau erhielt. Über vier Monate schlief er auf dem Bahnhof im Sitzen, denn er konnte einfach keine Arbeit finden. Später erhielt er 40 Rbl. Unterstützung und hatte wohl auch eine Bleibe gefunden. Im Sommer, als wir bei Vater waren, besuchte er uns einige Male. Er war ein großer, schwächlicher, dunkelhaariger Mensch mit Brille; Vater und er gingen dann im Hofe in die Laube, und er sprach sehr lebhaft, hatte immer etwas Wichtiges, Unangenehmes zu erzählen. Vater nannte ihn den „Schwarzen Raben“, der Unruhe und

Angst hinterließ. Er war gewiß ein ganz gemeiner Spitzel. Vielleicht hatte er auch schon etwas von den schweren Ereignissen, die da auf sie zukamen, gehört, und da Vater ihm auswich und bemüht war, so wenig wie möglich mit ihm zusammenzutreffen, kam er zu ihm ins Haus.

Soweit mir bekannt ist, gab es da auch einen gewissen Eduard Maier, einen guten Bekannten von der Wolga. Ich weiß nicht, ob Vater sich mit ihm des öfteren getroffen hat, aber dieser Bekannte hinterließ seine Spuren in Vaters Akten (bin darauf ganz zufällig gestoßen, als ich 1957 in Ufa beim Staatsanwalt Vaters Rehabilitation beantragte). Ich kannte Maier persönlich, da er auch in Ufa ansässig geworden war.

Näheren Verkehr hatte Vater in jenen Monaten nur mit seinem Freunde Groß. Großens ging es nach wie vor schlecht. Iwan Kondratjewitsch war ewig auf der Suche nach Arbeit; er hatte sich an 18 Stellen beworben, aber überall wurde er abgelehnt. Das Gehen fiel ihm schwer, auch war er unterernährt, und seine Kräfte, ließen immer mehr nach.

Schon in Moskau hatte Iwan Kondratjewitsch ein Gesuch eingereicht und sich auf einen Paragraphen unseres Gesetzbuches berufen, laut dem man Invaliden nicht verbannen darf. Ende Januar 1937 erhielt er von der Außerordentlichen Beratung der NKWD der UdSSR eine Absage. Der hiesige Staatsanwalt riet ihm, nun an Kalinin zu schreiben und um Begnadigung zu bitten. Wenn ich nicht irre, schrieb er im Frühjahr 1937 ein Gesuch nach Moskau.

Die Kinder konnten den Eltern wenig helfen, die „sitzengelassenen“ Töchter in Stalingrad hatten mit sich und ihren Kindern zu tun, der älteste Sohn schickte zwar 50 Rbl., aber die reichten nicht einmal für die Wohnung. Frau Groß nähte, wusch Wäsche für andere Leute (Vater gab ihr auch seine Sachen einige Male in die „Wäsche“, meistens besorgte er diese Arbeit selbst), aber all das war zu wenig. Und immer wieder war Frau Groß auf der Suche nach einer günstigeren Wohnung. Endlich gelang es ihr, ein schönes Stübchen in der Senzowa-Straße zu mieten.

Mit Großens verkehrte Vater bis zuletzt, sie besuchten sich gegenseitig, buken Pfannkuchen oder Kräppelchen, tranken Kaffee und waren zufrieden. Sie feierten auch zu dritt den 61. Geburtstag des „Alten“. Vater hatte die Zutaten mitgebracht, und Frau Groß buk zur Feier des Tages ihre schmackhaften Kräppelchen.

Ungeduldig wartete Vater auf die Ankunft seiner Lieben, er zählte die Tage und konnte einfach nicht begreifen, warum sie immer noch nicht eingetroffen waren, da die Ferien schon am 1. Juni begonnen hatten. Mama konnte aber nach einem so schweren Winter nicht alles stehen und liegen lassen und mußte erst nach etwas Ordnung in den vernachlässigten Haushalt bringen.

So kamen sie erst am 13. Juni zu ihrem „Einsiedler“.

Groß war die Freude des Wiedersehens. Besonders freute sich Vater darauf, mit seiner Fritzli das Einmaleins zu erlernen, das sie noch immer nicht beherrschte. Mit seiner Hilfe hatte sie es in zwei Wochen erlernt.

Anfang Juli kam dann Thea, die glücklich war, dem Vater Freude zu bereiten – sie hatte es geschafft und die Hochschule mit „ausgezeichnet“ abgeschlossen! Es war ihr nicht leicht gefallen, aber ihr Wahlspruch hieß: „Allzeit voran! Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!“

Später kam auch Richard, der älteste, der das dritte Studienjahr beendet hatte, und Vater war stolz auf seine Kinder. Er sorgte sich aber weiterhin um seinen Jüngsten – Hugo –, der versprochen hatte, Mitte August zu kommen. Vater hoffte ihn hierzubehalten, denn für Anstreicher gab es in Ufa Arbeit genug.

Es waren schöne Tage und Wochen, die wir damals in Ufa verbrachten, Vaters letzte Tage und Wochen in der Freiheit...

Vater war bemüht, uns möglichst gut zu bewirten; er ging zum Markt und sorgte sich um alles. Damals gab es in Ufa Schwierigkeiten mit dem Brot, man mußte lange anstehen und konnte nur zwei Kilo auf einmal kaufen. Vater war ein Frühaufsteher, stellte sich noch vor sechs an und brachte uns zum Frühstück frisches Brot.

Wir machten viele Ausflüge in die Umgebung der Stadt, badeten in der Belaja. Natürlich sahen wir uns die Stadt an, spazierten die Lenin-Straße entlang bis zum Park Swobody (jetzt Lenin-Park), in dem Musik erklang und immer ein reges Treiben herrschte. Auch erinnere ich mich gut an das Kinotheater „Oktjabr“, in dem damals der Film „Peter“ lief.

Vater besuchte gern die Friedhöfen, so waren wir des öfteren auf dem alten Iwanower (wo man jetzt einen Park angelegt hat) und auf dem danebengelegenen alten Jüdischen Friedhof (der auch schon lange nicht mehr existiert; an seiner Stelle hat man eine Tankstelle errichtet). Wir gingen langsam die Alleen entlang, lasen die Inschriften auf den Grabsteinen, sprachen von der Vergänglichkeit des Menschen... Wir gedachten auch der Lieben, die zu Hause auf unserem Friedhof ruhten. Wir besuchten auch Großens, die jetzt ein schönes gemütliches Stübchen im zweiten Stock in der Senzower-Straße nahe dem hohen Ufer der Belaja besaßen, das einen schönen Ausblick auf den Fluß gewährte. Wir wanderten die Lenin-Straße bis zum Ibragimow-Boulevard und dann bergan die Senzower-Straße entlang, bis an das Ufer, wo damals schöne zweistöckige Häuser standen.

Auch waren Großens einige Male bei uns, und Vater war glücklich, mit ihnen seine Freude teilen zu können.

Oft muß ich an jene schöne Abende in Ufa zurückdenken, die wir mit Vater verbrachten; wir erzählten von unserem Alltag, den Schwierigkeiten, unseren Erfolgen, sprachen über die Zukunft. Er war bemüht, uns zu beraten, obgleich er das Leben und die Verhältnisse im Lande ja nicht kannte. So versuchte er Mama zu überreden, das nächste Jahr in Ufa zu verbringen, denn eine Stelle als Lehrerin, wie er erfahren hatte, war leicht zu finden. Er aber könnte ihr die halbe Arbeit abnehmen. Ihm schien das besonders zweckmäßig, da sie in Kuibyschew noch immer keine feste Wohnung hatten. Aber Mama wollte davon nichts wissen, sie wollte weder ihre Verwandten und Bekannten verlassen noch ihre Arbeit aufgeben und in diese fremde Stadt kommen. Bald stellte es sich heraus, daß ihre Entscheidung richtig war.

Dann wieder war Vater fest entschlossen, nach Mittelasien zu gehen, wo einer seiner Neffen Fuß gefaßt hatte und ihn zu sich einlud; vielleicht hoffte Vater dort unterzutauchen.

Abends sangen wir oft Volkslieder, die Vater aus dem Gedächtnis aufgeschrieben hatte und mit uns einstudierte, damit sie erhaltenblieben.

Er erzählte viel aus seinem Leben und las uns einige seiner Erzählungen und Geschichten vor.

Wenn Vater dazu aufgelegt war, berichtete er auch so manches aus der Untersuchungshaft in Saratow und Moskau. Er konnte nicht ohne Erregung von all den Schrecken und dem Elend, mit denen er in diesen Jahren der Ungerechtigkeit konfrontiert worden war, sprechen.

Vater war heißblütig und etwas jähzornig und brauste leicht auf, besonders wenn man ihn falsch beschuldigte, ihm ganz unmögliche Verbrechen zuschrieb. Einmal sprang er auf, faßte den Stuhl und bedrohte den Untersuchungsrichter, was ihm den Karzer einbrachte. Auch hungerte er einige Male aus Protest, daß die Untersuchungen so in die Länge gezogen wurden. In Saratow und in Moskau saßen mit ihm in den überfüllten Zellen, wo sie dicht bei dicht lagen, sich praktisch nur auf Kommando umdrehen konnten, viele, viele Menschen. Eigentlich betraf das die ganze Intelligenz, die Blüte unserer Republik, und Vater war stolz darauf, auch unter ihnen zu sein, „...denn es saßen die Besten“.

In Moskau hat ihn der Zufall mit ehemaligen politischen Gefangenen, Kampfgenossen von Stalin, zusammengeführt; er nannte auch Namen, die mir leider entfallen sind. Diese alten Revolutionäre beriefen sich auf ihre Verdienste, auf ihre Zusammenarbeit mit Stalin und bemühten sich, ihm zu schreiben und von all der Willkür und der unmenschlichen Behandlung durch das NKWD zu berichten. Sie waren davon überzeugt, daß er von all dem nichts wisse, daß Jagoda und Jeshow ihre Willkür mit den Menschen trieben. Sie waren der festen Überzeugung, daß alles gut würde, wenn ihr Schreiben in die Hände Stalins gelänge.

Ich glaube, Vater vertrat auch die Ansicht, daß all das nicht Stalins Schuld sei, daß da gewissenlose Emporkömmlinge „ihr Mütchen kühlten“ und alte Rechnungen beglichen, was ja jetzt sehr leicht war.

Wenn Vater von all dieser Willkür, diesen Erniedrigungen und Verbrechen sprach, wiederholte er immer wieder „Es ist eben ein Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten!“ Er hatte recht, obwohl er damals nicht im entferntesten ahnen konnte, was ihm und uns allen noch bevorstand!

Leider ging unser Urlaub schnell zu Ende, und wir mußten wieder zurückfahren. Auf Hugo konnten wir nicht weiter warten, da er erst Mitte August kommen wollte.

Am Nachmittag des 8. August verabschiedeten wir uns von der Wirtin und machten uns auf den Weg zum Bahnhof.

Wir gingen die schöne grüne Allee entlang, es war nicht weit. Richard trug unseren Koffer, was mich sehr beunruhigte, da er im Frühjahr operiert worden war und nicht so schwer tragen durfte.

Bis jetzt ist mir dieser letzte Weg durch Ufas grüne Straßen unvergessen; schon viele Jahre fahren jetzt dort Busse zum Bahnhof. Es sind über fünfzig Jahre vergangen, aber ich weiß noch genau, wie wir diese Strecke gingen, wie Vater hoffte, daß wir uns bald wiedersehen. Die verbleibenden sechs Monate würden bald vorüber sein.

Dann standen wir alle am Bahnsteig und warteten auf den Zug. Er traf zeitig genug ein, wir konnten in aller Ruhe einsteigen. Vater stand in seiner Lieblingspose auf den Stock gestützt da und blickte auf seine Lieben, die am Fenster standen und ihm zuwinkten. Als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, hob er die Hand zum Gruß. Wir winkten, solange wir ihn und Richard noch am Bahnsteig sehen konnten. Dann, als sie schon außer Sicht waren, der Zug immer schneller fuhr und unsere Lieben endgültig unserem Blick entchwanden, wiederholte ich immer wieder: Wann, wo und wie sehen wir uns wieder? Ich hatte eine Vorahnung, daß das unser letztes Wiedersehen war.

Nun waren Vater und Sohn allein; nach langen sieben Jahren konnten sie sich ungestört unterhalten. Richard hatte es nicht eilig, er wollte noch Hugos Ankunft abwarten. Sie machten Spaziergänge, besuchten den Friedhof.

Die Woche verging schnell; Hugo war noch immer nicht angekommen. Eines Tages pochte es energisch an die Tür.

Vater und Sohn saßen noch ohne Licht im Zimmer und unterhielten sich, als zwei Männer in Zivil diese traute Dämmerstunde unterbrachen. Sie schalteten sofort das Licht ein, und einer von ihnen ging zum Wandkalender – es war der 16. August – blätterte schnell einige Tage vorwärts, fand, was er suchte, und fuhr Vater grob an, warum er diesen Landesverräter nicht entfernt habe! Anfang September war im Kalender der Geburtstag eines Marschalls mit seinem Bilde vermerkt. Vielleicht hatte Vater von dem Verbrechen dieses Marschalls und seiner Verhaftung etwas gehört, aber er hatte nicht im entferntesten daran gedacht, den Kalender daraufhin durchzusehen. Das aber war ein Verbrechen mehr, des man ihn beschuldigte! Dann durchwühlten sie wieder alles, rafften alle Papiere und Manuskripte zusammen und hießen Vater mitkommen.

Er war fassungslos, also fing wieder alles von neuem an! Richard half, die wenigen Sachen zu packen. Die Wirtin und ihre Tochter als Zeugen, standen sprachlos, was konnte denn dieser gute, immer hilfsbereite Mensch verbrochen haben? Vater verabschiedete sich, und nun ging es das letzte Mal den Berg hinunter. An dem Laden, wo er so viele Male nach Brot für die Seinen angestanden hatte, hielt ein Lastauto, und Richard half ihm, über die Rückwand ins Innere zu klettern. Beim Abschied waren Vaters letzte Worte:

„Es ist wohl mein Schicksal, das ist das letzte Mal, werde es nicht mehr überstehen.“

Er nahm Abschied für immer.

Das Auto fuhr los und verschwand in der Dunkelheit.

Ins Zimmer zurückgekommen, wo alles durcheinandergewühlt war, saß Richard wie verloren und wußte nicht, was zu tun sei.

Am frühen Morgen ging er zu Großens, den einzigen Bekannten, die wir hier hatten. Auf halbem Wege kam ihm Frau Groß entgegen, die zu uns wollte, um die schreckliche Nachricht von der Verhaftung ihres Mannes zu bringen.

Sie waren müde und früh zu Bett gegangen, lagen schon, als diese ungebetenen Gäste wieder kamen. In der großen Aufregung hatte Iwan Kondratjewitsch seine Zahnprothese vergessen, und Frau Groß machte sich Sorgen, denn er konnte ohne sie nicht auskommen. Sie bat Richard, ihr behilflich zu sein, ihrem Manne die Prothese zu übergeben.

Richard ging mit ihr in das NKWD in der Leninstraße 7 und bat den Diensthabenden, dem Verhafteten Groß, der nachts abgeholt worden war, die Prothese zu übergeben. Der rief an, sprach mit jemandem, nach einiger Zeit kam ein junger Militär, gewiß der Untersuchungsrichter, in den Vorraum, ging auf Richard zu und streckte ihm die Hand hin; Richard dachte, daß man ihn begrüßte, nahm und drückte die Hand. Der junge Mann zog eine Grimasse und sagte ungeduldig:

„Geben Sie diesen Gegenstand her!“

Er nahm ihn und ging wortlos zurück. Hoffentlich hat er „diesen Gegenstand“ dem armen Menschen übergeben.

Weiter beeilte sich Richard, nach Leningrad zu melden, daß sich die Lage geändert habe und Hugo nicht kommen solle.

Dann mußte auch dieser kleine Haushalt wieder aufgelöst werden, einiges billig verschachert, anderes einfach zurückgelassen werden, nur das allernötigste, Vaters Kleider, Wäsche usw. packte Richard zusammen und brachte es nach Kuibyschew.

Diese schreckliche Nachricht traf alle aufs tiefste, wieder überkam uns diese lähmende Angst! Das Leben aber mußte weitergehen!

Es hatte Vater nichts geholfen, daß er die letzten Monate wie ein Einsiedler lebte, fast alle nied, bemüht war, mit niemandem zu sprechen... Sie haben ihn wieder geholt.

Viele Jahre später erfuhr ich, daß damals im Herbst 1937 in Ufa A. A. Shdanow „aufräumte“ und die Zellen im Gefängnis vollgepfropft waren, daß die Menschen nicht einmal sitzen konnten.

In Ufa waren die ganze Parteiführung, das Gebietspartei Komitee, die hiesige Intelligenz, Schriftsteller und Gelehrte betroffen. Und diese Welle der Repressionen brach auch über die Verbannten herein und war für viele der Anfang vom Ende.

VIII

Seit dem 16. August 1937, als Vater das dritte Mal abgeholt worden war, hatten wir keine Nachricht von ihm.

So machte ich mich denn im Sommer 1938 auf den Weg nach Ufa, um etwas Näheres über Vaters Schicksal zu erfahren.

Ich kam frühmorgens in Ufa an und ging als erstes zur Staatsanwaltschaft, die sich, wie ich wußte, in der Sadowaja Straße 1 befand. Im Wartezimmer waren viele Menschen, und ich mußte lange warten, bis ich an die Reihe kam. Ich war erregt, als ich endlich dem Staatsanwalt gegenüberstand und um Auskunft über meinen Vater Adam Emich bat, der nach Ufa verbannt worden war und am 16. August wieder verhaftet wurde. Er hörte mich ruhig an, sah dann in irgendwelchen Unterlagen nach und wiederholte einigemal, die Untersuchung sei nicht abgeschlossen, und er könne mir nichts Bestimmtes sagen. Vielleicht war dem auch wirklich so, ich hatte aber den Eindruck, er durfte mir die Wahrheit nicht sagen. Um mich loszuwerden, schickte er mich zum Gefängnis, vielleicht könne ich da ein Päckchen für Vater abgeben. Sicherlich wußte er, daß Adam Emich gar nicht mehr dort war und daß überhaupt keine Lebensmittel angenommen wurden. So stand ich dann am Nachmittag im Warteraum des Gefängnisses in der Dostojewski Straße am „Schalter“ an und mußte wieder eine Ewigkeit warten, denn viele Menschen wollten

etwas erfahren und übergeben. Ich erinnere mich nicht recht, wie es den übrigen erging, aber mein Päckchen nahm man nicht an, ohne einen Grund anzugeben.

Schon beim Staatsanwalt konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugehe. Seine Ausflüchte bestärkten mich in meiner Vermutung. Und hier, im Gefängnis, wurde die Angelegenheit noch verdächtiger. Ich wollte konkret wissen, warum man von mir nichts annahm, warum ich Vater nichts übergeben durfte.

„Man hat ihn wohl fortgebracht, wohin?“ – „Nein“, war die Antwort. – „Also ist er hier, warum nehmen Sie nichts an?“

„Nahrungsmittel und Sachen sind verboten, Geld darf man übergeben.“

„Also ist er im Gefängnis?“ So ging es einige Zeit hin und her, ohne daß ich eine genaue Auskunft bekam.

Schließlich übergab ich dem Diensthabenden 100 Rbl. in der Hoffnung, Vater werde sie erhalten. Als er das Geld in der Hand hielt, fragte ich wieder: „Also ist Vater hier?“ und wieder bekam ich eine unbestimmte zweideutige Antwort. Da gingen mir die Nerven durch, ich wurde grob – ich weiß nicht mehr, was ich damals alles schrie. Dem Diensthabenden wurde das zuviel, er drückte auf einen Klingelknopf und rief: „Wir werden dich gleich verhaften!“ Ich bekam Angst, lief direkt zum Bahnhof und fuhr mit dem Abendzug nach Kuibyschew zurück.

Das Verhalten des Staatsanwaltes, sein verdächtiges Gespräch und das sonderbare Benehmen des Diensthabenden im Gefängnis überzeugten auch Mama, der ich alles haarklein wiedererzählte, daß unser Vater nicht mehr am Leben sei, denn diese Strapazen konnte er nicht noch einmal aushalten.

Nach Leningrad zurückgekehrt, teilte ich allen Verwandten und Bekannten mit, Vater sei gestorben.

Desungeachtet schrieb ich wieder an die Staatsanwaltschaft nach Moskau, bat um Auskunft über Vaters Schicksal. Diesmal erhielten wir schnell eine Antwort, und sie lautete, wie damals üblich – „Verurteilt zu zehn Jahren Konzentrationslager ohne das Recht zu schreiben“.

Im Spätherbst 1944 wollte es der Zufall, daß ich auf meinem Leidensweg in der Arbeitsarmee Vaters Untersuchungsrichter begegnete, der mich erkannte und mir eine Übernachtung bei einer unbekanntem Militärärztin in Ufa verschaffte. Von ihr erfuhr ich, daß im Frühjahr und Sommer 1938 im Gefängnis von Ufa, wo die Zellen überfüllt waren, viele Gefangenen einer Epidemie zum Opfer gefallen waren. Deshalb nahmen sie von uns damals keine Nahrungsmittel, sondern nur Geld an!

Ich hatte dieser fremden Frau von Vaters Schicksal erzählt, und sie schien unsere Mutmaßungen zu bestätigen, daß er im Gefängnis 1938 gestorben sei

In den ersten Nachkriegsjahren, als wir uns so einigermaßen in Ufa eingerichtet hatten, schrieb ich an den Staatsanwalt in Moskau und erhielt wieder dieselbe Antwort – verurteilt zu zehn Jahren Lager ohne Briefwechsel.

Nach dem XX. Parteitag schrieb ich gleich Anfang März 1956 an den Staatsanwalt Baschkiriens und bat um Auskunft über unseren Vater.

Lange mußte ich auf Antwort warten, obgleich ich mich einige Male bei ihm meldete.

Am 26. November 1956 erhielt ich endlich eine Vorladung zum KGB in der Kommunistitscheskaja Straße, wo beim Diensthabenden schon ein Passierschein auf mich wartete. Ein junger Militär empfing mich, begleitete mich nach oben, einen langen Korridor entlang, in einen kleinen Raum. Dort hieß er mich an einem Tisch, auf dem eine Karaffe und Glas standen, Platz nehmen, setzte sich mir gegenüber und sagte, daß man auf meine Anfrage hin festgestellt habe, mein Vater – Adam Emich – sei am 16 November 1940 an Herzschwäche gestorben.

Er war sehr zuvorkommend und aufmerksam, bot mir ein Glas Wasser an und tröstete mich damit, daß Vater ja schon alt war. Ich hörte diese Nachricht wie durch einen Schleier und fragte mit

heiserer Stimme, wo er denn gestorben sei. „Das ist doch nicht so wichtig“, war seine Antwort. Ich aber widersprach ihm und behauptete, es sei für uns sehr wichtig, damit wir wenigstens in Gedanken seine Grabstätte aufsuchen könnten.

Wie lange ich eigentlich dort war, wie ich den langen Korridor und dann die Treppe hinunter kam, weiß ich nicht mehr – ich erinnere mich nur, daß ich mir befahl „nur nicht weinen“... Ich hielt mich tapfer, bis die Tür sich hinter mir geschlossen hatte; auf der Straße brach der angestaute Schmerz unhaltsam hervor; ich suchte Halt an der Tür und weinte laut. Niemand sollte meinen Jammer sehen. Ich lief weinend, schluchzend die Gogol-Straße entlang, machte manchmal an einer Wand halt und eilte weiter, nur jetzt nicht nach Hause, damit die Nachbarn mich in diesem Zustand nicht sahen...

Wir hatten uns ja schon lange damit abgefunden, daß Vater all das nicht hat überstehen können, daß er nicht mehr am Leben sein konnte, aber die Gewißheit war doch zu schrecklich!

Da sich die Zeiten geändert hatten und auf mehr Gerechtigkeit hoffen ließen, schrieb ich im November 1956 wieder an den Staatsanwalt von Baschkirien und beantragte eine Überprüfung von Vaters Akten. Einige Male sprach ich auch selbst in der Staatsanwaltschaft in der Matrossow-Straße 1 vor, aber aus verschiedenen Gründen empfing mich der Staatsanwalt nicht. Endlich, schon Ende September 1957, wurde ich nach langem Warten im Vorraum vorgelassen. Nach einer kurzen Unterhaltung, in der mich der Anwalt über meinen Vater ausfragte, befahl er, ihm die Akten von Adam Emich zu bringen. Es war eine große, umfangreiche Mappe, er blätterte sie durch, las stellenweise lange, sagte dann, die Überprüfung sei schon beendet und in 10–15 Tagen werde ich eine endgültige Antwort erhalten, die aber leider negativ sein werde, da sich so mancher Verdacht bestätigt habe. Damals fragte mich der Staatsanwalt auch, ob ich wohl einen gewissen Eduard Meier kenne. Er hatte den Namen den Akten entnommen.

In bedrückter Stimmung verließ ich ihn, denn ich hatte im Stillen gehofft, man werde Vater rehabilitieren.

Am 12. Dezember 1957 erhielten wir dann die offizielle Mitteilung, in der es hieß, Adam Emich sei rechtmäßig verurteilt worden und könne nicht rehabilitiert werden, da seine Akten irreversibel seien. Natürlich gab ich mich mit dieser Antwort nicht zufrieden. Vorläufig unternahm ich nichts weiter, ich wollte später beim Staatsanwalt in Moskau mein Glück noch einmal versuchen.

Dann aber erhielten wir, ganz unerwartet, eine freudige Nachricht aus Saratow. Im April 1960 bekam unsere jüngste Schwester – Ada (Fritzi) – eine Vorladung ins KGB in der Leninstraße 7, was uns alle sehr beunruhigte, denn es konnte ja nichts Gutes bedeuten. Sicherheitshalber begleitete ihr Mann sie dorthin.

Es stellte sich heraus, daß man die Tochter von Adam Emich „Fritzi“ – Adelheid Emich, wohnhaft in Kuibyschew, die in seinen Akten vermerkt war, suchte. Es war nicht leicht, sie ausfindig zu machen, denn sie war mit ihrer Mutter aus Kuibyschew in die Siedlung Karsakpaj in der Steppe von Kasachstan ausgesiedelt worden, dann nach Ufa umgezogen, hatte sich da verheiratet und hieß nun Koschelewa. Man hatte sie aber dennoch gefunden. Nachdem man festgestellt hatte, daß sie die Tochter von Adam Emich ist und es sich herausstellte, daß auch seine geschiedene Frau Alwine Andrejewna Schimpf noch lebt, händigte man ihnen die offizielle Rehabilitierung unseres Vaters aus Saratow ein.

Am 1. Oktober 1959 hatte das Präsidium des Saratower Gebietsgerichtes die Akten von Adam Emich überprüft, hatte den Beschluß der Außerordentlichen Beratung des UNKWD der UdSSR vom 4. Oktober 1938⁹ annulliert und das Verfahren gegen Adam Emich eingestellt, „wegen der Unerwiesenheit der Anklage“.

Mündlich wurde uns mitgeteilt, daß wir auf Grund dieser Rehabilitierung im Kuibyschewer Landwirtschaftlichen Institut, in dem Vater vor der Verhaftung gearbeitet hatte, ein

⁹ Richtig: 4. Oktober 1936. – *Anm. von A. Spack.*

zweimonatliches Gehalt nachgezahlt erhalten müssen. Aber außer diesem Dokument mußte auch der Totenschein vorgewiesen werden.

Wie es sich herausstellte, ließ sich das sehr einfach regeln. Wir sollten uns an das Standesamt in der Karl-Marx-Straße wenden, wo man am 31. Mai 1960, d. h. nach zwanzig Jahren, seinen Tod beurkundet hatte.

Anfang Juni 1960 erhielten wir den Totenschein, auf dem die Todesursache und das Datum angegeben waren, daß man mir vor einigen Jahren beim KGB genannt hatte, d. h. Adam Emich, 1872 geboren, gestorben an Herzschwäche am 16. November 1940.

Vom Landwirtschaftlichen Institut erhielten wir sehr bald das zweimonatige Assistentengehalt — 2100 Rubel.

Mama wollte von diesem Gelde nichts wissen, sie weinte sehr. Nach so vielen Jahren des Jammers und der Not, nachdem sie den Menschen zugrunde gerichtet hatten, wollten sie sich sozusagen mit diesem Gelde loskaufen. Wir beruhigten sie und trösteten sie damit, daß man ja bemüht war, etwas gutzumachen, man hatte Vater rehabilitiert, und wir brauchten uns nicht mehr zu fürchten, daß man uns seinetwegen als Volksfeinde behandelte! Wir selbst waren ja von seiner Unschuld überzeugt und hatten jetzt den schriftlichen Beweis, daß er schuldlos gelitten und umgekommen war.

Wir kauften Mama für dieses Geld eine schöne warme Jacke, als letztes Geschenk von ihrem lieben, immer aufmerksamen Manne, der sich so um sein kleines Frauchen gesorgt hatte. Etwas später hatte sie endlich einmal Grund zur Freude. Ihr Schwiegersohn setzte es durch, daß Mama als Frau eines zu unrecht Verurteilten das Zimmer, das in ihrer Wohnung gerade frei wurde, zugewiesen bekam. Endlich nach langen Jahren hatte sie ihr eigenes Zimmer.

Das Leben ging weiter, im Lande wurde es wieder schwerer, es kamen andere Zeiten mit neuen Sorgen, die wir heute als Zeit der Stagnation bezeichnen.

Und wieder vergingen Jahrzehnte, bis endlich der XXVII. Parteitag mit Perestroika und Glasnost und neuen Einstellungen kamen.

Wieder wurde viel von den Repressalien in den dreißiger, vierziger und Anfang der fünfziger Jahre gesprochen und geschrieben. Die Gesellschaft „Memorial“ wurde gegründet, die ihre Aufgabe darin sieht, so weit wie möglich alles über die Opfer jener Zeit in Erfahrung zu bringen, zu ihrer Rehabilitierung beizutragen und ihnen ein Denkmal zu errichten.

Natürlich nahm ich Verbindung zu dieser Gesellschaft auf, es stellte sich heraus, daß mir einige wichtige Daten fehlten. So fing für mich wieder der schon bekannte Kreislauf an, wieder begann ich zu schreiben und mich an verschiedene Instanzen zu wenden.

Auf meine Anfrage an das Saratower Gebietsgericht, weswegen man denn unseren Vater beschuldigt habe und wie das Urteil der Außerordentlichen Beratung des UNKWD der UdSSR lautete, erhielt ich sehr bald eine Antwort. Man teilte mir mit, daß Adam Emich laut dem Beschluß der Außerordentlichen Beratung des UNKWD der UdSSR vom 4. Oktober 1938¹⁰ als sozialgefährlich auf drei Jahre nach Baschkirien verbannt worden war. Wie man uns seinerzeit gemeldet hatte, war die Beschuldigung unbegründet, und da es an triftigen Beweisen fehlte, hatte ihn das Präsidium des Saratower Gebietsgerichtes am 1. Oktober 1959 rehabilitiert. Also mußte ich mich wieder an die Staatsanwaltschaft in Baschkirien wenden, wo man ihn im August 1937 das letzte Mal verhaftet hatte.

Die Antwort ließ lange auf sich warten, denn es mußten ja viele Akten überprüft werden. Wir hätten gewiß auch ohne meine Anfrage eine Nachricht erhalten, da in diesen Monaten beim KGB Baschkiriens eine Kommission arbeitete, die die Akten der Repressierten überprüfte und Gerechtigkeit walten ließ.

Endlich erhielten wir am 25. Mai 1989 eine Antwort vom Staatsanwalt Baschkiriens, in der er uns mitteilte, daß unser Vater Adam Emich am 5. November 1937 von der Trojka des NKWD der

¹⁰ Richtig: 4. Oktober 1936. – *Anm. von A. Spack.*

BASSR verurteilt worden war und daß man ihn, laut dem Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 16. Januar 1989 – „Zusätzliche Maßnahmen der Wiederherstellung der Gerechtigkeit gegenüber den Opfern der Repressalien der dreißiger, vierziger und Anfang der fünfziger Jahre“ – rehabilitiert habe.

Wir freuten uns sehr, daß man Vater jetzt auch in Baschkirien für schuldlos befunden hatte, aber wir blieben nach wie vor im Ungewissen über die Anklage und über das Urteil. Also schrieben wir wieder und baten um Auskunft, auch baten wir um seine Manuskripte, die man während der Verhaftung beschlagnahmt hatte.

Sehr bald erhielten wir eine zusätzliche Antwort – Adam Emich wurde am 5. November vor der Trojka des NKWD der BASSR wegen Zugehörigkeit zu einer antisowjetischen Organisation und antisowjetischer Tätigkeit verurteilt. Auch übersandte man uns Vaters Arbeitsbuch, zwei Gedichte, die sich in seinen Akten befanden, und seinen letzten Ausweis, den Ausweis des Verbannten Adam Emich, laut dem er sich am 23. jedes Monats zu melden hatte. Das letzte Mal hatte er sich am 23. Juli gemeldet, als wir alle bei ihm waren.

Wir waren dem Staatsanwalt für diese letzten Lebenszeichen von unserem Vater sehr dankbar, wollten aber dennoch die ganze Wahrheit wissen: Wie lautete das Urteil, wo hatte er seine letzte Ruhe gefunden. Diesmal wandte ich mich an den Ersten Stellvertreter des Staatsanwaltes J. N. Kutscherew, der sich persönlich mit Vaters Akten beschäftigte, und bat ihn, uns doch das endgültige Urteil mitzuteilen und uns auch Vaters Nachlaß zukommen zu lassen, denn wir wußten ja, daß bei seiner Verhaftung damals im August 1937 viele seiner Manuskripte beschlagnahmt wurden.

Nach einiger Zeit, schon im September, erhielt ich eine Vorladung zur Staatsanwaltschaft unseres Rayons, wo man mir mündlich die Antwort von J. N. Kutscherew auf meine Anfrage übergab – sie lautete, daß Adam Emich am 5. November 1937 von der Trojka der NKWD der BASSR für antisowjetische Tätigkeit zum Tode verurteilt worden war und am 22. November 1937 erschossen wurde. Bis jetzt konnte man noch nicht endgültig feststellen, wo das in Ufa geschah, man ist bemüht, es ausfindig zu machen! Endlich nach 52 Jahren hatten wir die entsetzliche Wahrheit über Vaters Ende erfahren! Er war einer der vielen Opfer, die in jenem schrecklichen Herbst 1937, „der schwarze Herbst“ genannt, fielen, als A. A. Shdanow in Ufa Ordnung machte, „aufräumte“ und befahl – „alle Rebellen zu vernichten“!

Die Mitglieder unserer Abteilung „Memorial“ in Ufa wollen mir behilflich sein, an das Archiv und an Vaters Akten heranzukommen, mich aber interessiert nur noch sein literarischer Nachlaß, der möglicherweise noch irgendwo liegt. Um Vaters Akten aber will ich mich nicht weiter kümmern, ich könnte da auf Namen stoßen, die ich besser nicht gelesen hätte.

Heimatliche Weiten, 1990, Nr. 1, S. 121-218.